Nr. 113. Erstes Morgenblatt. Sechzigster Jahrgang. Sonntag, 23. April 1916.

Bezugspreis: Ein Vierteljahr in Frankfurt bei der Expedition ℳ 7.50, bei den Agenturen ℳ 8.–, b. d. Postämtern in Deutschland ℳ 9.–, Belgien ℳ 9.–, Bulgarien L. 23.48 st Dänemark Kr. 9.75, Griechenland (d. d. Postamt i. Triest) Kr. 20.44, Holland fl. 7.20, Luxemburg ℳ 10.84, Norwegen Kr. 9.88, Oesterreich (Wien auch Wollzeile 11) Kr. 18.81, Rumänien Lei 19.–, Schweden Kr. 9.75, Schweiz Fr. 13.25, Türkei (D. P.) Piaster (Silber) 85¼, Ungarn Kr. 14.60, im Weltpostverein: in New York 20 Broad Street ℳ 18. Ins Feld direkt durch die Expedition bezogen monatlich ℳ 3.–. Postscheckkonto Frankfurt (Main) 4430.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.) und Handelsblatt. (Neue Frankfurter Zeitung.)

Für Stadtgespräche: Amt Hansa 5840, 5841, 5842, 5843. Begründet von Leopold Sonnemann. Für Auswärts: Amt Fernzimmer 40, 41, 42, 43.

Preis der Anzeigen: Kolonelzeile 60 ₰, Abendbl. 75 ₰. Reklamen ℳ 2.–, Abendbl. ℳ 2.50. Familienanzeigen ℳ 1.–. Platz- u. Daten-Vorschriften ohne Verbindlichkeit. – Anzeigen nehmen an: Unsere Expeditionen in Frankfurt a. M.: Gr. Eschenheimerstr. 33/37, Mainz: Schillerpl. 3, Berlin: Mauerstraße 16/18, Dresden-A: Waisenhausstr. 25, München: Perusastr. 5, Offenbach: Biebererstr. 34, Stuttgart: Poststraße 7, Zürich: Nordstraße 62. Uns. übrig. Agentur. u. d. Annonc.-Exped. Ferner in New York: 20 Broad Street. Verlag u. Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Postscheckkonto Frankfurt (Main) 4430.

Heer und Heimat.

Eine Osterbetrachtung.

Von Major Franz Carl Endres.

Ein doppeltes Mysterium läuten die Osterglocken über das Land: das kirchliche der Auferstehung und das natürliche des Frühlings. Im Keimen des Saatkornes liegt kein minder großes Geheimnis als im Gedanken an Unsterblichkeit. Und in die Glocken des Frühlings dröhnt der Krieg mit seinen tausend Feuerschlünden, vernichtend, tötend, lebensfeindlich. So scheint es wenigstens. Aber auch der Krieg ist in das Mysterium des Lebens eingeschlossen, auch er ist Lebensbetätigung und seine Ziele, so wie wir ihn führen, sind Lebensbejahung, trotz Tod und Verderben, die mit dem Kriege ziehen. Aus der Saat des Krieges wächst das neue Vaterland und aus millionenfachem Tode wächst millionenfaches Leben.

Das ewige Gesetz der Natur beherrscht auch den Krieg, der ja nur eine gewaltsame Aeußerung natürlicher Kräfte ist. Aus dem Sterben soll Leben werden, aus den Tränen Freude, aus der Not Glück! Das ist das große Mysterium des Krieges.

*

Der Weltkrieg überspannt mit seinen Erscheinungen Jahrtausende und ruft älteste Erinnerungen wach. Nicht mehr Beauftragte kämpfen im Interesse ihres Erwerbes oder infolge ihrer Armut oder Jugend pflichtentsprechend für das Volk, das wie ein gespannter Zuschauer ein Drama verfolgt und bei schlechtem Ausgang durch höhere Zahlung sich von seinen Verpflichtungen wieder zu lösen imstande ist. Nein! Wie in der Dämmerung europäischer Geschichte die Heerzüge, ein ganzes Volk darstellend, durch die Wälder und über die Berge zogen und wie in der Entscheidung alle getroffen wurden, das ganze wandernde Volk, so ist heute das ganze deutsche Volk ein Heerlager. Ueberall wird gekämpft. Draußen mit den Waffen des Krieges, drinnen mit denen des Geistes und der Arbeit, des Geldes und des Charakters. Alles was lebt, lebt für den Krieg, für die Entscheidung, lebt nicht mehr für sich und für des Tages belanglose Wünsche, sondern für die Zukunft, für das Glück späterer Generationen, für den großen Frühling, dessen Brausen im Donner unserer Kanonen über die Erde geht.

Die Daheimgebliebenen opfern und sind stolz auf ihre Opfer. Manchmal vergessen sie aber, daß es kein größeres Opfer gibt als die Hingabe seiner Existenz, des einzigen, das der Mensch zweifellos besitzt und das im Bewußtsein vereint ist mit dem jedem Lebenden inne wohnenden Wunsch der Erhaltung seiner selbst. Das Opfer, das der Soldat im Felde bringt, indem er stirbt, kann in seiner grandiosen Höhe von keinem anderen Opfer erreicht werden. Das soll die Heimat nie vergessen. Dankbar erkennt der Soldat das Wirken der Heimat an und dankbar die Opfer, die in der Heimat gebracht werden. Der preußische Kriegsminister hat in einer Rede im Reichstag diesem Dank der Armee beredten Ausdruck verliehen. Es ist der Dank des mit Kriegswaffen kämpfenden Volkes an das mit Friedenswaffen kämpfende. Der Krieg hat das vermocht, was Friedenszeit nicht erreichte, er hat ein Volk von Brüdern geschaffen. Natürlich noch nicht vollkommen. Aber doch ist es schon Frühling geworden. Draußen vor dem Feinde, da sind die Vorurteile und der lächerliche Hochmut schon längst beseitigt. Da gilt nur der Mann, nicht sein Erzeuger, und nicht sein Geld. Da ist der Offizier das, was er in vielen seiner Berufsgenossen schon im Frieden war, der erfahrene Führer, der menschlich kein Sonderdasein führt, sondern stolz darauf ist, ein Glied des Volkes zu sein. Viele haben das erst im Kriege lernen müssen und sie kehren anders heim als sie ausgezogen sind. Wenige lernen es nie, draußen nicht und in der Heimat nicht. Für sie gibt es keinen Frühling, kein Erwachen. Sie bleiben in der lächerlichen Abgeschlossenheit und rümpfen die Nase vor dem Kleid des Volkes. Wenige, nur ganz wenige von denen, die den Krieg mitgemacht haben, sind so geblieben. In der Heimat findet sich noch mehr Dünkel bei denen, die nie die Uniform getragen. Herbstblätter sind es, die, längst verdorrt, des Frühlingssturmes warten, um zu zerflattern.

*

Die Armee hat die Heimat verwöhnt. Sie hat seit Beginn des Krieges Unsagbares geleistet an Tapferkeit, an Ausharren, an Ertragen. Sie hat die schwierigsten Aufgaben gelöst, gegen erdrückende Ueberlegenheiten Siege erfochten. Sie hat durch die Größe ihrer Leistung diese Leistung in den Augen der Heimat zu einer Selbstverständlichkeit gemacht. Selbstverständlich ist diese Leistung nun aber gar nicht, sondern sie ist staunenswert und wunderbar. Im menschlichen Tun begründet liegt das Gesetz der Begrenzung, der Bedingtheit. Wo unsere Armee das höchste Ziel nicht ganz erreichen konnte, zahlte sie ihren Tribut an dieses Gesetz. Sie hat das Gesetz oft genug mit ihren stürmenden Bataillonen überwunden und sich mit herrlicher Kraft über die Grenze menschlicher Bedingtheit erhoben. Die Heimat ist so verwöhnt, daß sie ungeduldig von Sieg auf Sieg wartet. Es liegt ja etwas Großartiges in dieser Ungeduld, etwas worauf unsere Armee unendlich stolz sein kann.

Schon in der erfolgreichen Abwehr der feindlichen Massen auf feindlichem Boden liegt so viel Leistung und so viel Grund für heißesten Dank, den die Heimat der Armee zu sagen hat. Wer jetzt um die Osterzeit durch die grünenden friedlichen Täler der Heimat wandert, wer die in knospenden Bäumen versteckten Dörfer träumen sieht, wer den Duft deutscher Wälder entzückt in sich aufnehmen kann, der soll nicht vergessen, daß ihm das von der Armee geschenkt ist als eine große und freundliche Ostergabe. Es könnte auch anders sein! In der Erwartung von Millionen unserer Feinde sollte es sogar anders sein. Aber die Heimat vergißt so leicht und in die Osterglocken, die über grüne Felder ihren Klang ziehen lassen, klingt der Heimat nicht der Kanonendonner, dem das friedliche Ostergeläute, der ganze Frühlingssegen, sein Dasein verdankt.

*

Schauen wir zurück auf Ostern 1915 und lassen wir ganz kurz die Spanne von Frühling zu Frühling an uns vorüberziehen. Nur darum, damit wir den Osterdank an unsere Soldaten nicht vergessen, damit die Blumen unseres Frühlings nicht lachend alle Gräber überwuchern.

Im Osten verlief unsere Front wenige Kilometer nördlich und östlich der Grenze von Ostpreußen, dann westlich Warschau vorbei in südlicher Richtung bis an die Nidamündung in die Weichsel. Südlich der Weichsel standen die Truppen knapp am Dunajetz und dann auf den Karpathenkämmen über Lupkow—Uzsok—Otthnia hinüber bis an den Dnjestr nördlich Czernowitz. Man hatte mit Mühe, großen Opfern und beispiellosen Anstrengungen die mit Millionen Menschen durchgeführte russische Offensive aufgehalten und Deutschland und Oesterreich vor namenlosem Elend bewahrt. Aber kaum war das gelungen, da trieb der Frühling unsere Scharen zum Angriff. Ende April vorbereitet und Anfang Mai begonnen, gibt die große deutsch-österreichisch-ungarische Offensive in Galizien dem ganzen Weltkrieg sein Sommergesicht. Ein großer Siegeszug vom Frühling zum Herbst, russische Armeen werden vernichtet, russische Festungen wie irdene Töpfe zerschlagen. Die ganze deutsche Front dringt tief in feindliches Land. Und als der Winter kam, waren Kurland, Samogitien und ganz Polen in unserer Hand. Von Riga und Dünaburg und von Pinsk bis Dubno—Czernowitz läuft nun unsere vorderste Linie. Wütende Gegenangriffe der Russen zerschellen an der deutschen östlichen Front. Aber die Ostern 1915 noch drohende, riesige Kraft des östlichen Feindes ist gebrochen. Er kann wohl noch Menschen opfern, aber nicht mehr siegen. Er konnte es nicht verhindern, daß in kraftvoller Offensive deutsche Fahnen die Donau überschreiten, daß Serbien, der Urheber des Weltkrieges, erobert wird wie eine feindliche Stadt, daß Bulgarien, dessen kluger König weiß, wo der Sieg zuhause ist, sich den Zentralmächten anschließt und damit die lebhaften Hoffnungen auf eine Beteiligung Rumäniens auf russischer Seite gewaltig herabstimmt. Rußland konnte es nicht verhindern, daß österreichisch-ungarische Truppen durch Albanien ziehen und alle adriatischen Hoffnungen Italiens vernichten, daß Montenegro sich unterwirft.

Auch England und Frankreich konnten das nicht verhindern. Das große England vermochte nicht durch die Dardanellen durchzudringen, obwohl die deutschen Dardanellen-Batterien jeden Schuß zählen mußten wegen größten Munitionsmangels. Die gelandeten englischen Truppen vermochten nicht Gallipoli von den Türken, die ihnen an Bewaffnung, Ausrüstung und teilweise an Ausbildung unterlegen waren, zu säubern. Nach monatelangen Versuchen zieht Albion ab — die größte Niederlage seines Prestiges im Orient nur durch Zeitungsartikel beschönigend. In Salonik landet eine englisch-französische Armee mit dem prahlerisch in die Welt geworfenen Programm: Serbien zu befreien. Heute noch steht sie am gleichen Platz, von deutscher Initiative gebannt.

Während dessen gibt Italien seinen Beweis welscher Treue und erhöht die Gefahr und die Sorge in deutschen Landen. Der deutschen Anständigkeit war das Verhalten Italiens solch ein Rätsel, daß man bis einige Tage vor der italienischen Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn einfach nicht daran glauben wollte. Aber auch Italien bewegt nicht die Wagschale des Erfolges zu Gunsten der Feinde. Italiens Jugend verblutet in unaufhörlichen gänzlich erfolglosen Angriffen am Isonzo und in den Alpen.

In gleicher Weise zerschellten Frankreich-Englands Offensiven an unserer Westfront. Furchtbar war hier das Ringen, in seiner Furchtbarkeit aus den kurzen Tagesberichten nicht zu erkennen und von Unbeteiligten wohl überhaupt nicht in seinen ganzen Schrecken zu würdigen.

Und die deutsche Heimat schaut ruhig auf ihre Armee, pflügt ihre Felder, erntet und schafft. Und vergißt wie schwierig das alles war, wie gefährlich der Ansturm der Feinde, wie oft die Entscheidung auf der Schneide des Schwertes lag. „Es geht recht langsam bei Verdun“ sagt der Mann der Heimat, und sollte auf den Knien danken, daß Frankfurt oder München oder Köln nicht Verdun sind, und sollte staunen über die Kraft der Armee, die allein verhindert hat, daß heute der Feind im Lande ist. Fragt die Ostpreußen, wie weh es tut, wenn der Ruf: „Feind im Land“ ertönt und allabendlich die brennenden Dörfer zum Himmel leuchten.

Welch enorme Kraftleistung liegt allein in der Tatsache unserer Offensive bei Verdun, wenn wir die Anstrengungen, Schwierigkeiten und Opfer in Betracht ziehen die auf unserer Armee lasteten und heute noch lasten!

*

Der Frühling weckt Frühlingshoffnung. Nicht nur Hoffnung auf den endlichen Waffensieg, zu der uns unsere Armee voll berechtigt, auch Hoffnung auf unsere eigene Entwickelung. Der Krieg hat hundert Lehren gezeitigt. Auch recht harte, die denen weh tun, denen sie gelten, die aber notwendig waren, wenn unser Volk gedeihen sollte. Unser Volksheer hat mit seiner Blüte die Fehler gesühnt, die in uns waren, es hat die politischen Fehler der letzten Jahrzehnte und die Fehler unserer diplomatischen Vertretungen gut gemacht, es hat die Gegensätze im Volksleben ausgeglichen; in seinen Siegen und Leiden sind die Parteien zu einem Ganzen zusammengeflossen, zu Deutschen, die um ihr Vaterland kämpfen. Die Armee hat das Land gerettet und in ihren Toten hinterläßt sie uns ein mahnendes Vermächtnis. Sache der Heimat ist es, daß die Werke der Toten auferstehen in einem großen Ostern unseres Volkes, in einem neuen und kraftvollen. Wer sich da besser dünkt, wer nicht sozial zu denken vermag, wer Gemeinheit genug besitzt, mit seines Volkes Not Wucher zu treiben, seinen Beutel zu füllen und seinen Wanst zu stopfen mit Gestohlenem, der gehört nicht zu unserm großen Frühlingsfest der Zukunft, für den sind unsere Toten nicht gestorben.

Amerikanischer Rückzug aus Mexiko.

R New York, 22. April. (Priv.-Tel., zf.) Die amerikanischen Truppen in Mexiko sind in Gefahr. Sie werden so schnell als möglich zurückgezogen werden. Carranza ist außer Stande, seine Leute im Zaum zu halten.

Washington, 22. April. (W. B.) Meldung des Reuterschen Bureaus: Die amerikanischen Militärbehörden melden, daß es ihnen unmöglich ist, den Tod Villas zu bestätigen. Der ausgegrabene Körper sei nicht der Villas. (Wiederh.)

Italienische Uebergriffe.

Athen, 20. April. (Priv.-Tel., zb.) Aus Janina wird gemeldet, daß bei Bolena an nordepirotischer Grenze Italiener einen griechischen Offizier mit zwei Mann angeblich zu einer wichtigen Besprechung zu sich einluden, ihn und seine Begleiter entwaffneten und nach unbekannter Richtung entführten. Unter den griechischen Grenztruppen herrsche hierüber große Aufregung. Der griechische Gesandte in Rom protestierte bei der italienischen Regierung gegen die Gefangennahme griechischer Grenzposten und die Besetzung einiger Grenzpunkte von Nordepirus und deren Befestigung. Die Regierung verlangt die Freilassung ihrer Soldaten und eine entsprechende Genugtuung.

Die amerikanische Note.

Ein verschleiertes Ultimatum.

Die am Donnerstag Abend in Berlin von dem amerikanischen Botschafter überreichte Note der Regierung in Washington liegt nunmehr in amtlicher deutscher Uebersetzung vor, nachdem der ausländischen Oeffentlichkeit der Inhalt seit drei Tagen bekannt geworden war. Wir werden auf das Schriftstück noch näher eingehen. Schon eine erste Prüfung aber ergibt, daß es sich um eine diplomatische Kundgebung von äußerster Entschiedenheit handelt, um eine Mitteilung, die bis dicht an die Grenze des endgültigen Bruches geht. Den letzteren, nämlich die Lösung der diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung, scheint Herr Wilson zunächst vermeiden zu wollen, wenn anders der Beteuerung, daß es sein aufrichtiger Wunsch sei, mit Deutschland in Frieden und Freundschaft zu leben, mehr als bloßer Floskelwert beizumessen ist. Der Präsident macht die Aufrechterhaltung der Beziehungen abhängig von dem unverzüglichen Aufgeben der bisherigen Methode des deutschen Unterseebootkrieges. Das ist eine äußerst starke Sprache, die es schwer macht, zu antworten. Um so schwerer, als der wesentliche Teil der Note nichts anderes ist als eine unverblümte Bestreitung der deutschen amtlichen Mitteilungen über den Dampfer „Sussex“. In der zu der Note gehörigen „Feststellung“, bezeichnet es der Staatssekretär Lansing geradezu als „außer Frage“, daß die Sussex von einem deutschen Boote torpediert worden sei. Das widerspricht durchaus den deutschen Erklärungen. Die Form dieses Widerspruches ist so ungewöhnlich scharf, daß einstweilen nicht abzusehen ist, wie man sich einigen soll. Die Reichsleitung bedarf aller ihrer Ruhe und Kraft, um, ohne sich herausfordern zu lassen, ohne von dem zurückzuweichen, was notwendig ist, unbeirrt durch Rücksichten zweiten Ranges, zu beschließen, was die Ehre und Sicherheit Deutschlands fordern.

*

Der Wortlaut der Note.

Berlin, 22. April. (W. B.) Die am 20. April abends von dem hiesigen amerikanischen Botschafter überreichte Note lautet in der Uebersetzung wie folgt:

Euer Exzellenz! Ich habe nicht verfehlt, unverzüglich meiner Regierung telegraphisch die Note Eurer Exzellenz vom 10. d. M. zu übermitteln, betreffend gewisse Angriffe deutscher Unterseeboote und insbesondere betreffend die unheilvolle Explosion, die den französischen Dampfer „Sussex“ am 24. März im englischen Kanal zerstörte. Den Weisungen meiner Regierung entsprechend, habe ich jetzt die Ehre, Eurer Exzellenz die folgende Antwort zu übermitteln:

Durch die jetzt im Besitz der Regierung der Vereinigten Staaten befindlichen Nachrichten wird der Tatbestand im Falle der

„Sussex“

vollkommen festgestellt, und für die Folgerung, die meine Regierung aus diesen Nachrichten gezogen hat, findet sie eine Bestätigung in den Umständen, die in Eurer Exzellenz Note vom 10. d. M. dargelegt sind. Am 24. März 1916, ungefähr um 2 Uhr 50 Minuten nachmittags, wurde der unbewaffnete Dampfer „Sussex“ mit 325 oder mehr Passagieren an Bord, unter denen eine Anzahl amerikanischer Bürger war, auf der Ueberfahrt von Folkestone nach Dieppe torpediert. Die „Sussex“ war niemals bewaffnet; sie war ein Schiff, das, wie bekannt, regelmäßig nur zur Beförderung von Passagieren über den englischen Kanal benutzt wurde. Sie folgte nicht der von Truppentransport- oder Proviantschiffen gefahrenen Route. Ungefähr 80 Passagiere, Nichtkombattanten jeglichen Alters und Geschlechts, darunter Bürger der Vereinigten Staaten wurden getötet oder verwundet. Eine sorgfältige, eingehende und gewissenhaft unparteiische Untersuchung durch Offiziere der Flotte und der Armee der Vereinigten Staaten

Shakespeare.

Zur Frankfurter Shakespeare-Woche.

Bedarf es einer Begründung, daß wir, im Kampfe mit der halben Welt, das Andenken eines Dichters feiern, den wir heute in den Reihen unserer Feinde erblicken würden? Shakespeares Gedenktag wortlos vorübergehen lassen, nur weil er ein Engländer war, hieße die Menschheit verleugnen. Es kann zwar niemand erstaunen, wenn manche sich verzweifelnd abwenden und in einer Zeit, die mit dem ungeheuerlichsten Aufwand an Kraft, Intelligenz und Ausdauer der Zerstörung dient, den Glauben an Sinn und Ziel des Geschehens verlieren. Aber es gibt Gipfelpunkte, die liegen über dem Ja oder Nein, unabhängig wie der Weltgeist selbst, der, wenn er ist, auch nicht fragt, ob wir uns zu ihm bekennen.

Man kennt eine zünftige Geschichtsbetrachtung, der es peinlich ist, von dem Gegenstand ihrer Verehrung etwas zu erfahren, was nach den zur Zeit herrschenden Ansichten nicht für wohlanständig gilt. Nicht von der gleichen, aber doch von ähnlicher Beschränktheit wäre es, wenn die Bewertung eines großen Toten abhängig gemacht würde von dem Gefühlsverhältnis, in dem die eigene Nation sich im Augenblick zu der seinigen befände. Völker entstehen, vermischen sich, bilden aus Vermischungen wieder neue Völker, was lebt ist zwar dem Gesetz des Augenblicks unterworfen, und es wäre sinnlos und unnatürlich, am Werktag ein anderes Kleid tragen zu wollen als das, was Ruf und Pflicht der Stunde fordert, aber es gibt einen umfriedeten Kreis, in dem selige Geister ein von den Schicksalen der Völker abgelöstes Dasein führen; sie sind das manchmal schwer auffindbare und doch immer geöffnete Heiligtum, in dem der Sonntag der Zeiten als höchster Feiertag geheiligt wird, sie sind die Menschheit selbst.

*

Gibt es den Menschen? Ist er nur eine Daseinsart, in der rauher, tierischer Stoff von der jeweiligen Zeit seine Prägung erhält, oder birgt sein Dasein schon eine durch alle Entwicklungen bleibende Fülle von Bewertungen, von Liebe und Haß, Trauer und Freude, Guttat und Schuld? Ist über Jahrtausende eine Stimme vernehmbar, sind Worte verständlich, weil ein Mensch, zwar anderer Religion, anderer Rasse, anderen Breitengrades, anderer Sitten, anderer Ueberzeugungen, aber eben doch ein Mensch, sie spricht? Ich glaube, daß es ihn gibt, Shakespeare aber ist sein Dichter. Er ist der Dichter des immer-sterblichen Menschen, der gut ist und böse, der von Begierden und Gelüsten gepeitscht wird, in dem aber doch ein, an keine Religion gebundenes, tiefinnerstes Gewissen lebendig bleibt. Er ist der Dichter des Menschen, der nach hohen Zielen greift und der, weil er nicht immer seiner Kräfte Grad kennt, darüber mit sich und der Welt uneins wird.

Was für ein Mensch war er selbst? Um sein Leben ist manche Dunkelheit gewoben. Er war kein Großer, von dessen Dasein als solchem Glanz und Erinnerung ausgeht. Er wurde erst spät ein „Herr“, war bis dahin ein Angestellter. Was aus seinen Werken an Persönlichem hindurchleuchtet, ist ohne im engeren Sinne nationale oder konfessionelle Färbung. Spätere Zeiten hätten ihn vermutlich einen Freigeist genannt. Da aber sein Leben in eine Epoche fiel, in der wie nie zuvor der Einzelmensch sich aus allen Gebundenheiten erhob und das Recht seiner selbst zum obersten Gesetz erkor, war er nicht, wie viele Gewaltige des Geistes, der Gegner seiner Zeit, sondern blieb im Gegenteil so in ihr eingebettet, daß der zwar nie Verkannte dennoch des Abstandes vieler Menschenalter bedurfte, um in seiner wirklichen Größe erkannt zu werden.

*

Die Zweifel an seiner Existenz, die in den Köpfen gelehrter Leute zu mehr oder weniger phantastischen Theorien geführt haben, bedeuten im Grunde den Triumph seines weltumspannenden Wesens. Man traut einem Lebewesen nicht soviel Welt zu. Und in der Tat, wie läßt sich ein Mensch denken, dem die Phantasie so unendlich tragische Gesichte darreichte und zugleich so unendlich heitere. Und der beides mit der gleichen überzeugenden Kraft zu bannen wußte! War er wie jemand, durch den das Leben hindurchgeht, wie das Licht durch ein gläsernes Haus? War er nur der große Abenteurer, der alles, Böses und Gutes, Mord und Wohltat, Laster und Reinheit, mit der gleichen Intensität erlebte? Manchmal scheint es so. Und gewiß war viel davon in seinem Wesen. Dabei ist gleichgültig, ob in seinem wirklichen Dasein die inneren und äußeren Schauplätze so gewechselt haben wie in seinen Werken, wichtig ist nur, daß für seine weite Seele nichts zu hoch oder zu niedrig war. Er war gewiß eine ganz auf innere Freiheit gestellte Natur, die darum auch den Mangel an äußerer Unabhängigkeit vielleicht nicht tragisch aber doch schmerzlich empfand. So erklärt sich sein Streben nach Standeserhöhung natürlicher als durch die Annahme einer snobistischen Sehnsucht nach den obersten Schichten, deren Herrlichkeiten für ihn aus Titeln bestehen, „ein äußerer Glanz für eine innere Last“. Wäre das Unmögliche möglich: aus der Fülle der in seinen Werken geäußerten Meinungen über Welt und Dinge irgend etwas wie eine Weltansicht zu erkennen, so würde sie jedenfalls die Weltansicht eines vornehmen Mannes sein. Dies Wort in einer Bedeutung, in welcher der Stand nur das Gleichnis für eine innere Haltung ist. Auch seine niedrigsten Geschöpfe haben noch eine letzte Spur von Ritterlichkeit des Gefühls. Seine Welt ist trotz Elisabeth eine vom Männlichen aus bestimmte, er ist stark und doch zart, aber nie weichlich. Sein Ethos ist das Gewissen. Kein moralisch betontes Gewissen — manche werden es für ziemlich weit halten — es ist ein Gewissen, das dem Großgesinnten viel erlaubt, das aber dem Schurken mit fürchterlicher Pein im Nacken sitzt, „ein gefährlich Ding, es macht einen zur Memme“. Darum bleibt selbst für den Schurken noch ein bedauerndes Gefühl übrig: daß etwas ihn, den Mann, zwingt, zur Memme zu werden. So dünn war Shakespeares Sittenkodex.

*

Wie seine Seele ungebunden und nur auf Wirklichkeit gerichtet war, so auch seine Kunst. Auch sie kennt nur innere Gesetze. Ihr Gegenstand ist nicht ein religiöses Ideal wie das des antiken oder mittelalterlichen Dramas, ihr Gegenstand ist das Leben und sein Held, der Mensch. Shakespeare ist auch hierin wie der ganz vornehme Mann, der die Form schon wieder etwas vernachlässigt. Er ist formlos, weil er ganz Inhalt ist. Jede andere Dramatik spitzt die Dinge zu, schiebt sie künstlich zusammen, weil sie dem höheren Sinn, der künstlerischen Absicht oder der „Moral“, dienen sollen, sie macht aus Vielheiten eine Einheit. Shakespeare legt das Leben hin, so lang es ist, und schreitet es ab. Bald langsam und gemessen, bald springend, manchmal rasend. Alle andere Kunst ist gegen die Zeit und ihr zerstörendes Gesetz gemacht. Shakespeare läßt dem Leben sein durch den Ablauf der Stunden bestimmtes Wesen.

Denn das Leben hat zwar dramatische Momente, ist aber mehr ein Gedicht als ein Schauspiel. So sind Shakespearische Stücke, sie sind Schicksals-Balladen; sie erzählen umständlich, haben viel Bei- und Rankenwerk, sind bunt wie das Leben selber und ihre Einheit ruht nur in dem immanenten Gesetz der Schicksale ihrer Helden. Der Dämon ist der Gott. Keine weise Macht, nicht Prospero, der Alleswissende, lenkt die Geschicke der Menschen, das Leben wird nicht von den Zielen aus bestimmt, unentschieden tobt der Kampf der guten und bösen Geister. Eine höchste Gerechtigkeit hat zwar nicht die Kraft das Böse, das auf Vernichtung ausgeht, zu hindern, duldet aber auch nicht, daß der Sieg des Bösen endgültig ist. Alles ist dem Untergang geweiht, und nur das sich immer neu gebärende Leben hebt aus dem Chaos der Vernichtung wie Fortinbras sein blondes Jünglingshaupt.

*

Jede öffentliche Betätigung hat ihren Jargon. Er entsteht durch den großen Gegenspieler: Publikum. Es gibt hervorragende Kenner der Gegenwarts-Geschichte, die schlechte Parlamentarier sein würden. Sie fühlen sich nur sicher in ihrer objektiven Welt, in der jeder Gedanke an Publikum eine Trübung ist. Das Geheimnis des unmittelbaren Wirkens aber besteht darin, daß die Wirkung jedes Satzes auf die Zuhörer vom Sprecher empfunden wird und die Formung des folgenden Satzes entscheidend beeinflußt. Jede Parlamentsrede ist auch ohne Zwischenrufe ein Duell zwischen dem Redner und dem Parlament. Das gleiche gilt vom Theaterdichter. Das gedruckte Wort nimmt der Einzelne in die Hand, die Resonanz der horchenden Menge aber ist von Grund aus anders als die des lesenden Einzelnen. Der Grad der Selbstverständlichkeit der Einstellung auf ein Publikum ist entscheidend für die Höhe des fachlichen Könnens. Hierin ist Shakespeare der Meister der Meister. Alle anderen schreiben für die Bühne, Shakespeare schreibt von der Bühne für die Zuhörer. Darum scheint er oft nur zu improvisieren. Der Kontakt zwischen ihm und dem Publikum ist so fest, daß er sich mehr Freiheiten erlauben darf als andere. Es kommt nicht so genau auf jedes Wort an. Er projizierte sich und sein Werk nie auf Unsterblichkeit, wollte gewiß nichts anderes als seinen Zuhörern einen Vorgang, ein Stück der Geschichte, eine lamentable Erzählung oder eine lustige Begebenheit erbaulich darstellen. Trotz des barocken Bilderreichtums seiner Sprache bleibt der Verkehr zwischen ihm und dem Zuschauerraum der denkbar natürlichste. Er ist in diesem Sinne der allgemeinste Dichter und war dienend doch nie ein Knecht. Seine Seele blieb frei und adelig in allen Zubilligungen an die Forderungen des Tages und so „Ward er unsterblich, seinem Willen entgegen.“

*

Das Streben, auf seinem Gebiete das Bestmögliche zu leisten, eine Arbeit nicht eher aus der Hand zu geben, als bis sie vor dem eigenen sichtenden Auge bestehen kann, ist eine schon aller handwerklichen Tätigkeit zu Grunde liegende Kraft. Darüber hinaus geht das Verlangen mancher schöpferischer Zeiten und Menschen, im Kunstwerk bestimmte Anschauungen vom Wesen der Kunst zu verwirklichen. Ein Ideal wird gesetzt und das Streben nach diesem Ideal zu den höchsten Leistungen aufgegipfelt. Das Ziel wird vom Geist vorweggenommen und das Leben des Schaffenden erscheint als ein unermüdlicher Kampf um die Erreichung des gelobten Landes. Ganz selten aber haben ein gütiges Geschick und glückliche Umstände Menschen entstehen lassen, denen das Wissen um die höchsten Ziele so eingeboren war, daß sie mühelos, gleichsam nachtwandlerisch, die steilsten Wege gegangen sind. Ihr Leben ist kein bewußtes Streben nach einem fernen Ziel, es befreit sich durch natür-

hat schließlich die Tatsache ergeben, daß die „Sussex" ohne Aufforderung zur Uebergabe torpediert wurde, und daß der Torpedo, durch den sie getroffen wurde, deutscher Herstellung war. Nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten machten diese Tatsachen von Anfang an den Schluß unvermeidlich, daß der Torpedo von einem deutschen Unterseeboot abgefeuert worden war. Sie findet jetzt diese Schlußfolgerung durch die Ausführungen in der Note Eurer Exzellenz bekräftigt. Eine vollständige Darlegung des Tatbestandes, auf dem die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Schlußfolgerung gegründet hat, ist beigefügt.

Nach sorgfältiger Prüfung der Note der kaiserlichen Regierung vom 10. April bedauert die Regierung der Vereinigten Staaten, sagen zu müssen, daß sie aus den Darlegungen und Vorschlägen dieser Note den Eindruck erhalten hat, daß die kaiserliche Regierung verfehlt hat, den Ernst der Situation zu würdigen die sich nicht nur durch den Angriff auf die „Sussex" ergeben hat, sondern durch die ganze

Methode und den Charakter des Unterseebootkrieges,

wie sie zu Tage getreten sind infolge der während eines Zeitraumes von mehr als 12 Monaten von den Befehlshabern der deutschen U-Boote uneingeschränkt gehandhabten Uebung unterschiedsloser Zerstörung von Handelsschiffen aller Art, Nationalität und Bestimmung.

Wenn die Versenkung der „Sussex" ein vereinzelter Fall gewesen wäre, so würde das der Regierung der Vereinigten Staaten die Hoffnung ermöglichen, daß der für die Tat verantwortliche Offizier seine Befehle eigenmächtig übertreten, oder in strafbarer Fahrlässigkeit die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen habe, und daß der Gerechtigkeit durch seine entsprechende Bestrafung in Verbindung mit einer förmlichen Mißbilligung seiner Handlung und Bezahlung einer angemessenen Entschädigung durch die kaiserliche Regierung Genüge geschehen könnte. Aber obwohl der Angriff auf die „Sussex" offenkundig nicht zu verteidigen war, und einen so tragischen Verlust an Menschenleben verursachte, daß er als eines der schrecklichsten Beispiele der Unmenschlichkeit des Unterseebootkrieges, wie ihn die Kommandanten der deutschen Schiffe führen, erscheint, so steht er unglücklicherweise nicht allein. Im Gegenteil, die Regierung der Vereinigten Staaten ist durch die Ereignisse der neuesten Zeit zu dem Schluß genötigt, daß es nur ein Fall, wenn auch nur einer der schwersten und betrübendsten, ist für die vorbedachte Methode und den Geist, mit dem unterschiedslos Handelsschiffe aller Art, Nationalität und Bestimmung zerstört werden, und die um so unverkennbarer geworden sind, je mehr die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote in den letzten Monaten an Intensität und Ausdehnung zugenommen hat.

Die kaiserliche Regierung wird sich erinnern, daß, als sie im Februar 1915 ihre Absicht angekündigt hat, die Gewässer um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet zu behandeln und alle Handelsschiffe in feindlichem Eigentum, die innerhalb dieser Gefahrzone angetroffen werden sollten, zu vernichten, und als sie an alle Schiffe sowohl der Neutralen wie der Kriegführenden die Warnung ergehen ließ, die so verfehmten Gewässer zu meiden oder sich auf eigene Gefahr dorthin zu begeben, die Regierung der Vereinigten Staaten

ernstlich protestiert

hat. Sie nahm den Standpunkt ein, daß eine solche Politik nicht verfolgt werden könnte, ohne beständige schwere und offenkundige Verletzungen des anerkannten Völkerrechts, besonders wenn die Unterseeboote als ihre Werkzeuge Verwendung finden sollten, insofern als die Regeln des Völkerrechts, Regeln, beruhend auf den Grundsätzen der Menschlichkeit und zum Schutze des Lebens der Nichtkombattanten auf See aufgestellt, nach der Natur der Sache durch solche Schiffe nicht beachtet werden könnten. Sie gründete ihren Protest darauf, daß Personen neutraler Nationalität und Schiffe neutraler Eigentümer den äußersten und unerträglichen Gefahren ausgesetzt sein werden und daß unter den damals obwaltenden Umständen die kaiserliche Regierung keinen rechtmäßigen Anspruch dafür geltend machen konnte, einen Teil der hohen See zu schließen. Das hier in Betracht kommende Völkerrecht, auf das die Regierung der Vereinigten Staaten ihren Protest stützte, ist nicht neuen Ursprungs oder gegründet auf rein willkürliche durch Vereinbarung aufgestellte Grundsätze. Es beruht im Gegenteil auf offenkundigen Grundsätzen der Menschlichkeit und ist seit langem in Geltung, mit Billigung und durch ausdrückliche Zustimmung aller zivilisierten Nationen. Die kaiserliche Regierung bestand trotzdem darauf, die angekündigte Politik fortzuführen, indem sie die Hoffnung ausdrückte, daß die bestehenden Gefahren, jedenfalls für neutrale Schiffe, durch die Instruktionen auf ein Mindestmaß beschränkt würden, die sie dem Kommandanten ihrer Unterseeboote gegeben hatte, und versicherte die Regierung der Vereinigten Staaten, daß sie jede mögliche Vorsichtsmaßregel anwenden würde, um die Rechte der Neutralen zu achten und das Leben der Nichtkombattanten zu schützen.

In Verfolg dieser Politik des Unterseebootkrieges gegen den Handel seiner Feinde, die so angekündigt und trotz des feierlichen Protestes der Regierung der Vereinigten Staaten begonnen wurde, haben die Unterseebootkommandanten der Kaiserlichen Regierung ein Verfahren solcher rücksichtslosen Zerstörung geübt, die mehr und mehr während der letzten Monate deutlich werden ließ, daß die Kaiserliche Regierung keinen Weg gefunden hat, ihnen solche Beschränkungen aufzuerlegen, wie sie gehofft und versprochen hatte. Immer wieder hat die Kaiserliche Regierung der Regierung der Vereinigten Staaten feierlich versichert, daß zum mindesten

Passagierschiffe

nicht in dieser Weise behandelt werden würden. Gleichwohl hat sie wiederholt zugelassen, daß ihre Unterseebootkommandanten diese Versicherungen ohne jede Ahndung mißachteten. Noch im Februar dieses Jahres machte sie davon Mitteilung, daß sie alle bewaffneten Handelsschiffe im feindlichen Eigentum als einen Teil der bewaffneten Seestreitkräfte ihrer Gegner betrachten und als Kriegsschiffe behandeln werde, indem sie sich so, wenigstens implicite, verpflichtete, nichtbewaffnete Schiffe zu warnen, und das Leben ihrer Passagiere und Besatzungen zu gewährleisten. Aber sogar diese Beschränkung haben ihre Unterseebootskommandanten unbekümmert außer acht gelassen. Neutrale Schiffe, sogar neutrale Schiffe auf der Fahrt von einem neutralen nach einem neutralen Hafen, sind ebenso wie feindliche Schiffe in ständig wachsender Zahl zerstört worden. Manchmal sind die angegriffenen Handelsschiffe gewarnt und zur Uebergabe aufgefordert worden, bevor sie beschossen oder torpediert wurden. Manchmal ist ihren Passagieren und Besatzungen die dürftige Sicherheit zugebilligt worden, daß man ihnen erlaubte, in die Boote zu gehen, bevor das Schiff versenkt wurde. Aber wieder und wieder wurde keine Warnung gegeben, nicht einmal den Personen an Bord eine Rettung in die Boote gestattet. Große Ozeandampfer, wie die „Lusitania" und „Arabic" und reine Passagierschiffe, wie die „Sussex", sind ohne jede Warnung angegriffen worden, oft bevor sie gewahr wurden, daß sie sich einem bewaffneten feindlichen Schiff gegenüber befanden, und das Leben der Nichtkombattanten, Passagiere und Mannschaften, wurde unterschiedslos und in einer Weise vernichtet, die die Regierung der Vereinigten Staaten nur als leichtfertig und jeder Berechtigung entbehrend erachten konnte. Keinerlei Grenze wurde in der Tat der weiteren unterschiedslosen Zerstörung von Handelsschiffen jeder Art und Nationalität außerhalb der Gewässer gesetzt, die die Kaiserliche Regierung als in der Kriegszone gelegen zu bezeichnen beliebt hat.

Die Liste der Amerikaner,

die auf so angegriffenen und zerstörten Schiffen ihr Leben verloren haben. ist von Monat zu Monat gewachsen, bis die verhängnisvolle Zahl der Opfer in die Hunderte gestiegen ist.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat eine sehr geduldige Haltung eingenommen. Auf jeder Stufe dieser schmerzlichen Erfahrung von Tragödie über Tragödie war sie bestrebt, durch eine wohl überlegte Berücksichtigung der außergewöhnlichen Umstände eines Krieges ohne Beispiel sich lenken und durch Gefühle echtester Freundschaft für Volk und Regierung Deutschlands leiten zu lassen. Sie hat die aufeinanderfolgenden Erklärungen und Versicherungen der Kaiserlichen Regierung als selbstverständlich in voller Aufrichtigkeit und in gutem Glauben abgegeben angenommen und hat die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß es der Kaiserlichen Regierung möglich sein werde, die Handlungen der Befehlshaber ihrer Seestreitkräfte in einer Weise zu regeln und zu überwachen, die ihr Verfahren mit den anerkannten, im Völkerrecht verkörperten Grundsätzen der Menschlichkeit in Einklang bringen werde. Sie hat den neuen Verhältnissen, für die es keine Präzedenzfälle gibt, jedes Zugeständnis gemacht und war willens, zu warten, bis die Tatsachen unmißverständlich und nur einer Auslegung fähig wurden.

Sie ist nun einer gerechten Würdigung ihrer eigenen Rechte schuldig, der Kaiserlichen Regierung zu erklären, daß dieser Zeitpunkt gekommen ist. Es ist ihr zu ihrem Schmerze klar geworden, daß der Standpunkt, den sie von Anfang an eingenommen hat, unvermeidlich richtig ist, nämlich, daß der Gebrauch von Unterseebooten zur Zerstörung des feindlichen Handels notwendigerweise, gerade wegen des Charakters der verwendeten Schiffe, unter Angriffsmethoden, die ihre Verwendung naturgemäß mit sich bringt, gänzlich unvereinbar ist mit den Grundsätzen der Menschlichkeit, den seit langem bestehenden und unbestrittenen Rechten der Neutralen und den heiligen Vorrechten der Nichtkombattanten.

Wenn es noch die Absicht der Kaiserlichen Regierung ist, unbarmherzig und unterschiedslos weiter gegen Handelsschiffe mit Unterseebooten Krieg zu führen, ohne Rücksicht auf das, was die Regierung der Vereinigten Staaten als die heiligen und unbestreitbaren Gesetze des internationalen Rechts und die allgemein anerkannten Gebote der Menschlichkeit ansehen muß, so wird die Regierung der Vereinigten Staaten schließlich zu der Folgerung gezwungen, daß es nur einen Weg gibt, den sie gehen kann.

Sofern die Kaiserliche Regierung nicht jetzt unverzüglich ein Aufgeben ihrer gegenwärtigen Methoden des Unterseebootkrieges gegen Passagier- und Frachtschiffe erklären und bewirken sollte, kann die Regierung der Vereinigten Staaten keine andere Wahl haben, als die

diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung ganz zu lösen.

Einen solchen Schritt faßt die Regierung der Vereinigten Staaten mit dem größten Widerstreben ins Auge, sie fühlt sich aber verpflichtet, ihn im Namen der Menschlichkeit und der Rechte neutraler Nationen zu unternehmen.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um Euer Exzellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Gez.: Gerard.

Anlage: Darlegung des Tatbestandes.

An Seine Exzellenz den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Herrn v. Jagow.

Anhang.

Feststellung des Tatbestandes im

„Sussex"-Fall.

Anlage zu der Note an die deutsche Regierung vom 18. April 1916.

Der französische Kanaldampfer „Sussex", der regelmäßig zum Passagierverkehr zwischen den Häfen Folkestone in England und Dieppe in Frankreich seit Jahren (französisches Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten) verwendet wird, fuhr am 24. März 1916 um 1 Uhr 25 Minuten nachmittags mit 325 Passagieren und 53 Mann Besatzung an Bord von Folkestone nach Dieppe ab. (Erklärung des Kapitäns Mouffet, Bericht des Kontreadmirals Grasset.) Die Passagiere, unter denen sich etwa 25 amerikanische Bürger befanden (Telegramm der Botschaft in London vom 25. März und der Botschaft in Paris vom 26. und 28. März) gehörten verschiedenen Staaten an. Es waren viele Frauen und Kinder darunter, und ungefähr die Hälfte waren Angehörige neutraler Staaten (Bericht des Korvetenkapitäns Sayles und des Leutnants Smith, Bericht des Kontreadmirals Grasset). Die „Sussex" trug keine Armierung (französisches Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Bericht des Korvettenkapitäns Sayles und des Leutnants Smith, eidliche Aussagen amerikanischer Passagiere). Sie ist niemals als Truppentransportschiff verwendet worden und hatte eine Route eingeschlagen, die für die Truppentransporte von England nach Frankreich nicht benutzt wird. (Erklärung der britischen Admiralität und französisches Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.) Der Dampfer fuhr mit fast genau südlichem Kurs, nachdem er Dungeneß passiert hatte. (Erklärung des Kapitäns Mouffet.) Das Wetter war klar und die See ruhig. (Eidliche Aussage des Edna Hale, John H. Heanly, Gertrude W. Warren.) Um 2 Uhr 20 Minuten nachmittags, als die „Sussex" ungefähr 13 Meilen von Dungeneß entfernt war (Erklärung des Kapitäns Mouffet), sah der Kapitän des Schiffes, der sich auf der Kommandobrücke befand, ungefähr 150 Meter von dem Schiffe entfernt auf der Backbordseite die Laufbahn eines Torpedos. (Erklärung des Kapitäns Mouffet.) Dieses wurde auch ganz deutlich von dem ersten Offizier und dem Bootsmann gesehen, die sich mit dem Kapitän auf der Brücke befanden. (Bericht des Kontreadmirals Grasset.) Der Kapitän gab sofort Befehl, an Backbord Ruder zu geben (to port the helm) und ließ die Steuerbordmaschine stoppen (Erklärung des Kapitäns Mouffet), in der Absicht, das Schiff nach Steuerbord herumzudrehen, um so dem Torpedo auszuweichen und ihn längs der Backbordseite in konvergierender Richtung mit dem veränderten Kurs des Dampfers vorbeilaufen zu lassen. Bevor jedoch das Schiff weit genug herumgedreht werden konnte, um zu vermeiden, den Kurs des Torpedos zu kreuzen, traf dieser den Rumpf des Schiffes kurz vor der Brücke in einem Winkel, explodierte und zerstörte den ganzen vorderen Teil des Dampfers bis zum ersten wasserdichten Schott, riß den Fockmast mit den drahtlosen Antennen fort und tötete oder verletzte ungefähr 80 Personen an Bord. (Erklärung des Kapitäns Mouffet, Bericht des Kontreadmirals Grasset, eidliche Aussage des Henry S. Beer.) Zu dieser Zeit war kein anderes Schiff in Sicht. (Eidliche Aussagen des Samuel F. Bemis, T. W. Gubertson, John H. Hearly und anderer.

Das Herannahen des Torpedos

wurde von verschiedenen anderen Personen auf dem Schiff gesehen (eidliche Aussagen des Samuel F. Bemis, Henry S. Beer und der Gertrude W. Warren). Eine von ihnen, ein amerikanischer Bürger mit dem Namen Henry S. Beer lehnte an der Backbordreeling, ungefähr 10 Fuß hinter der Kommandobrücke und starrte auf die See hinaus, als er den herannahenden Torpedo ungefähr 100 Yards entfernt erblickte und seiner Frau und seinem Kinde zurief: „Ein Torpedo!" Unmittelbar nach diesem Ausruf traf das Geschoß das Schiff (eidliche Aussage des Henry S. Beer und der Frau Henry S. Beer). Eine weitere Bestätigung der Tatsache, daß der Kapitän den Torpedo auf das Schiff zukommen sah, bildet die beeidete Aussage der Ingenieure vom Dienst, daß der Befehl, an Backbord Ruder zu geben und die Steuerbordmaschine anzuhalten, erhalten und befolgt wurde (Bericht des Kontreadmirals Grasset).

Für diesen ungewöhnlichen Befehl kann keine andere vernünftige Erklärung gegeben werden als die, daß der Kapitän etwas gesehen hat, das ihn veranlaßte, den Kurs scharf nach Steuerbord zu verändern. Zu diesem Zeugnis, das an und für sich schlüssig beweisen dürfte, daß die Ursache der Zerstörung ein Torpedo war, kommt noch das Zeugnis des der amerikanischen Botschaft in Paris zugeteilten Leutnants Smith von der Marine der Vereinigten Staaten, der in Begleitung des Majors Logan von der amerikanischen Botschaft nach Boulogne fuhr, wo sie den Rumpf der „Sussex" untersuchten und persönlich unter der Masse der vom Wasser durchtränkten Trümmer des Wracks 15 Metallstücke fanden, die sie in ihrem Besitze behielten, da sie nicht glaubten, daß die Stücke Teile des Schiffes bildeten. Die Untersuchung des Schiffsrumpfes ergab, daß das Schiff durch eine äußere Explosion zum Wrack geworden war, da die Kessel intakt waren und daß kurz vor der Kommandobrücke ein großer Riß war, der zeigte, daß das Schiff einen schweren Stoß erhalten habe, und zwar kam der Stoß aus einer Richtung, von Achterlicher quer ab in einer Linie, die in einem spitzen Winkel mit der Kiellinie war. (Bericht des Leutnants Smith, telegraphiert am 1. April.) Dieses Zeugnis stimmt mit der Feststellung überein und bekräftigt sie, daß das Schiff, als es getroffen wurde, nach Steuerbord und von dem Torpedo wegdrehte. Die Metallstücke, die die amerikanischen Offiziere gesammelt hatten, wurden von Leutnant Smith, Korvettenkapitän Sayles und Major Logan mit Minen und Plänen von Minen verglichen, die sich im Besitz der französischen Marinebehörden in Boulogne, Rocheford und Toulon und der englischen Marinebehörden in Portsmouth befinden. Diese Offiziere sind der festen Meinung, daß diese Metallstücke nicht Teile einer Mine waren. (Telegraphischer Bericht des Leutnants Smith vom 2. und 5. April). Unter diesen 15 Metallstücken waren Schraubenbolzen, die die Wirkung einer Explosion aufwiesen und von denen der eine mit „K." und „56", der andere mit „K." und „58" je am Kopfe bezeichnet waren.

Bei der Untersuchung der deutschen Torpedos, die sich im Besitz der französischen Marinebehörden in Toulon und der englischen in Portsmouth befanden, fanden die amerikanischen Offiziere, daß identische Schrauben mit dem Buchstaben „K." und einer Zahl dazu verwendet werden, den Gefechtskopf am Kessel zu befestigen (telegraphische Berichte des Leutnants Smith vom 2., 5. und 13. April). Die Schrauben, die an französischen und englischen Torpedos verwendet werden, tragen keine Bezeichnungen und sind von etwas anderer Größe. (Dieselben Berichte). Weiterhin waren die amerikanischen Offiziere in der Lage, durch Vergleich und genaue Prüfung alle übrigen 13 Metallstücke positiv als

Teile eines deutschen Torpedos

wie folgt zu identifizieren und zu bestimmen:

Bruchstück 1—3 Teile des inneren Verschlusses, des Entwässerungsrohres und des Maschinenluftrohres; Bruchstück 4 und 5 Stoßbänder der Maschinenkammer; Bruchstück 6—10 einschließlich Stück 12 Teile von Maschinenzylindern; Bruchstück 11, 13, 14 und 15, Teile des Stahlgefechtskopfes, die noch die bezeichnende rote Farbe tragen, die den deutschen Torpedogefechtsköpfen eigen ist (Bericht des Leutnants Smith, telegraphiert am 5. April).

Im Hinblick auf diese nachgewiesenen Tatsachen kann kein vernünftiger Zweifel darüber bestehen, daß die „Sussex" torpediert wurde, und daß der Torpedo deutscher Herstellung war. Da kein Schiff von irgend jemand an Bord der „Sussex" gesehen wurde, ist der Schluß zwingend, daß der Torpedo ohne Warnung von einem Unterseeboot abgeschossen wurde, das zur Zeit des Angriffs untergetaucht war und nach der Explosion unter Wasser blieb. Der Schluß, zu dem man so durch die Beweise (die mündlichen Aussagen stammen von amerikanischen Bürgern), die das Staatsdepartement gesammelt hat, gekommen ist, wurde durch die Feststellungen in der Note der Kaiserlichen Regierung vom 10. April 1916 bekräftigt.

Gemäß jenen Feststellungen:

a) Torpedierte ein deutsches Unterseeboot einen Dampfer 1½ Meilen südöstlich von der Bull Rock-Bank (Anmerkung: Der Angriffspunkt liegt genau auf dem Kurs, der von der „Sussex" eingeschlagen worden war, nachdem sie Dungenes passiert hatte, und etwa ein halbe Meile von der Stelle, an der der Kapitän der „Sussex" behauptet, torpediert worden zu sein);

b) der Angriff fand um 3 Uhr 55 Minuten nachmittags nach mitteleuropäischer Zeit statt (Anmerkung: 3 Uhr 55 Minuten nachmittags nach mitteleuropäischer Zeit würde 2 Uhr 55 Minuten westeuropäischer Zeit entsprechen; es war 2 Uhr 50 Minuten westeuropäischer Zeit, als der Torpedo die „Sussex" nach Aussage des Kapitäns traf und die Schiffsuhr stehen blieb);

c) der Torpedo rief, als er traf, eine Explosion hervor, die das ganze Vorschiff bis zur Kommandobrücke abriß (Anmerkung: Der vordere Teil der „Sussex" bis zum ersten wasserdichten Schott wurde nach den offiziellen Berichten zerstört);

d) das deutsche Unterseeboot war untergetaucht, als der Torpedo abgeschossen wurde und eine Angabe, daß es nach dem Angriff an die Oberfläche kam, ist nicht vorhanden (Anmerkung: Die Schlußfolgerung, daß das Unterseeboot untergetaucht war, zog man aus der Tatsache, daß niemand auf der „Sussex" ein Unterseeboot gesehen hat, trotzdem das Wetter schön war);

e) Keine Warnung erfolgte und es wurde auch kein Versuch in dieser Richtung gemacht, da nichts davon erwähnt ist (Anmerkung: Die gesammelten Beweise bestätigen, daß keine Warnung erfolgte);

f) eine Skizze, die der Unterseebootkommandant von dem Dampfer, den er torpediert hat, hergestellt hat, stimmt mit einer Photographie der „Sussex" in der „London Graphic" nicht überein (Anmerkung: Diese Skizze ist anscheinend nach dem Gedächtnis auf Grund einer Beobachtung des Schiffes durch ein Periskop angefertigt worden, da die einzigen Un-

---

liches Wachstum von den Schlacken seiner Sterblichkeit. Handwerk und Kunst zerfallen nicht mehr in getrennte Gebiete, bei denen das eine nur als Mittel gilt, um den hohen Forderungen des zweiten Genüge zu tun, sondern künstlerisches Schaffen erscheint nur als höchster Grad natürlicher Handwerklichkeit. Die Werke solcher Auserwählter haben dann nicht selten einen Mangel an Gesetzmäßigkeit, der sie, was Formenreinheit, Klarheit und Festigkeit des Gefüges anbelangt, hinter den Werken idealistischer Kunst zurückstehen läßt, sie besitzen aber in der Größe ihres Angewolltseins, in der Freiheit ihrer Gebärdensprache und in der himmlischen Unvernünftigkeit ihrer Zusammenhänge einen Wert, durch den sie als noch gewaltigere Zeugnisse des Menschengeistes erscheinen. Was ihnen an Reinheit der Höhe abgeht, ersetzen sie durch Breite und Weite der Horizonte. Sie stehen da, wo Kunst wieder ins Leben mündet, wo der Geist schafft wie die Natur.

H. S.

Shakespeare in seiner Zeit.

Von Friedrich Brie (Freiburg i. B.)

Goethes bekannter Ausspruch, daß ein jeder, zehn Jahre eher oder später geboren, ein ganz anderer geworden wäre, hat auf verschiedene Länder und Zeiten angewandt eine verschiedene Berechtigung. Gibt es doch Epochen langsamer Entwicklung, wo ein Jahrzehnt nicht viel bedeutet, und wiederum andere, wo der Geschichtsforscher imstande ist, fast jeden einzelnen Jahresring ohne weiteres herauszuerkennen. Zu den Epochen mit raschem Tempo zählt in allen Ländern das Zeitalter der Renaissance, um so mehr als es sich von dem Hintergrunde des ausgehenden Mittelalters mit seinem langsamen Schritt abhebt. Aber auch innerhalb der Renaissance sind die Unterschiede in den einzelnen Ländern große. Während die Renaissance in Italien von ihren Anfängen bis zu ihrer Blüte zwei Jahrhunderte durchläuft, vollzieht sich in Deutschland fast ihre gesamte Entwicklung innerhalb eines Jahrhunderts, in England innerhalb einer noch kürzeren Frist. Von einem wirklichen Eindringen der Renaissance in England kann erst in der Zeit Heinrichs VIII. die Rede sein; aber sehen wir von der Erscheinung von Thomas Morus, dem Verfasser der Utopia ab, so gibt es in dem ganzen langen Zeitraum von 1508 bis 1560 in England nicht einen einzigen Künstler, Dichter oder Denker von europäischem Ruf oder wirklicher Bedeutung, keinen einzigen originellen Roman und kein dramatisches Werk, das über das Niveau von Hans Sachs oder Jakob Ayrer hinausragte. Innerhalb einer Spanne von dreißig Jahren entsteht in einem rasenden Tempo die ganze Kultur, auf der Shakespeare sich aufbaut.

Die ersten beiden Jahrzehnte der Regierung Elisabeths (1558 bis 1603) bringen nicht viel mehr als den Rohstoff für die kommenden großen Künstler in Gestalt von Uebersetzungen, vor allem italienischer Novellen und Dramen; erst zehn Jahre vor Shakespeares Auftreten, mit dem Jahre 1577, setzt mit dem fast gleichzeitigen Auftreten von Sidney, Spenser und Lyly der große Aufschwung ein, der uns Shakespeare nicht als einen Bergkegel erscheinen läßt, der einsam aus der Ebene emporragt, sondern als den höchsten Gipfel eines gewaltigen Gebirgsstockes. Jetzt erst beginnt die englische Literatur die deutsche zu überflügeln, die im 16. Jahrhundert keinen Roman wie Sidneys Arcadia, kein großes Epos wie Spensers Feenkönigin und vor allem kein großes Drama aufzuweisen hat.

Mit mehr Recht als er selbst ahnen konnte, hat Goethe von Shakespeare gesagt, daß er gerade zur rechten Erntezeit kam und daß Verdienst und Glück sich bei ihm wunderbar verketten. Erst zehn Jahre vor seinem Auftreten, erst 1576, war das erste Theatergebäude in London erbaut worden. Nicht nur wurde erst dadurch dem Stand der Schauspieler, dem Shakespeare angehörte, jene soziale Stellung gegeben, die es einem Burbage und aller Wahrscheinlichkeit nach auch einem Shakespeare ermöglichte, sich Freunde unter den Mitgliedern des hohen Adels zu machen, sondern erst dadurch konnte auch jene künstlerische Höhe der Schauspielkunst und jene Pracht der Inszenierung erreicht werden, die der Charakter der Shakespeareschen Stücke nun einmal verlangt. Wie sehr der Dichter gerade zum rechten Zeitpunkt auftrat, wird noch klarer, wenn man bedenkt, daß es bis in die achtziger Jahre im englischen Drama eine Schilderung großer Leidenschaften, etwa der Liebe, des Hasses und des Ehrgeizes, oder individuelle Charaktere nicht gab. Unmittelbar vor und zugleich mit ihm tritt die Gruppe von Dramatikern auf, Lyly, Kyd, Marlow, Peele und Greene, an denen er sich heranbildet und mit denen er zu wetteifern sich bemüht. Diese akademisch gebildeten, im Leben zumeist gescheiterten Existenzen der elisabethenischen Stürmer und Dränger sind es, die ihm die Bahn bereiten; sie teilen die Errungenschaften des Humanismus, die bisher allein den Dramen der Universitäten und des Hofes vorbehalten waren, den bisher rohen Stücken der Volksbühne mit und entfalten als dramatisch starke Individualitäten gleichzeitig eine persönlich gefärbte Kunst. Von hier stammt das tragische Pathos Shakespeares; hier haben ein Richard III. und ein Hamlet ihre Vorbilder; von hier stammen alle die Uebermenschen an Leidenschaft und Willenskraft, die in ihrem geraden starren Lauf wie die Räder eines Uhrwerks einem unabänderlichen inneren Gesetz zu folgen scheinen, aber ebenso die sanften, duldenden Frauen und Mädchen, die dem geliebten Manne alles verzeihen; hier fand der Dichter endlich auch sowohl den pathetischen Blankvers der Tragödien, wie den schlagfertigen Konversationston der Lustspiele

So sehr wir gewohnt sind, Shakespeare als das Urbild eines objektiven Dichters zu betrachten, der nie von sich selbst spricht, so leicht ist es doch ihn, auch abgesehen von seinen künstlerischen Eigenschaften, als Kind seiner Zeit und seiner Umgebung herauszuerkennen. Das mächtige politische Wachstum Englands, das seine Krönung im Jahre 1588 in der Vernichtung der Armada fand, spiegelt sich wieder in dem Stolz auf Englands Macht und Glück, den die Königsdramen atmen, und in den Worten von dem Eiland in der Silbersee gefaßt, das durch das Meer von weniger beglückter Völker Neid geschützt wird. Aehnliches war undenkbar in der vorangegangenen Epoche der Defensivpolitik Elisabeths, wo die hochstrebenden Geister der Zeit, ein Walsingham, Drake, Sidney und Raleigh, die von einer großen protestantischen Politik in Verbindung mit den protestantischen Fürsten des Kontinents und einer Eroberung des spanischen überseeischen Reiches träumten, ihre bitteren Enttäuschungen herunterwürgen mußten. Der neue koloniale Unternehmungsgeist, der die kühnen Fahrten eines Raleigh nach Virginia und Guayana zeitigte, beseelt den ozeanischen Hintergrund von Shakespeares „Sturm". Nicht das englische Mittelalter spricht zu uns aus den Königsdramen, sondern der moderne Renaissancestaat England, jene aristokratische Monarchie, wo weitsichtige Staatsmänner, bedeutende Juristen und unternehmende Kaufleute, zusammengehalten durch das Vertrauen der klugen und energischen Monarchien, die Herrschaft ausüben und wo das Volk an das Gottesgnadentum der Herrscher glaubt und den Trägern der Krone Gefolgschaft leistet, ohne zu fragen, wie der einzelne zur Herrschaft kam. Der Anbetung, die nach Muster des augusteischen Zeitalters alle Schriftsteller der Zeit dem Herrscher entgegenbringen, hat auch Shakespeare seinen Tribut gezollt; so hat er Elisabeth unter dem Bilde der keuschen Diana gefeiert und König Jakob gepriesen, wegen seiner übermenschlichen Begabung, Krankheiten zu heilen und Voraussagungen zu machen.

Die bunte romantische Welt der Shakespeare'schen Dramen ist ein Abbild von dem Geiste des Luxus und Reichtums, der die höheren Schichten der elisabethanischen Gesellschaft durchdringt. Wohl ist der Schauplatz der Stücke, eines „Kaufmann von Venedig" oder eines „Othello", Italien, aber ebenso wie hinter den Gestalten eines Antonio oder Othello deutlich die Züge von Shakespeares Landsleuten sichtbar sind, so hinter der italienischen Kultur die Genußfreudigkeit des damaligen England, das nicht genug haben kann an Umzügen, Turnieren, Maskenspielen, Aufführungen, Festen und prächtigen Toiletten. Wenn wir hören, daß die geizige Königin bei ihrem Tode dreitausend vollständige Kostüme hinterließ und Raleigh gelegentlich Schuhe für 6000 Goldstücke trug, so wundern wir uns nicht mehr, daß selbst die an allen möglichen Luxus gewöhnten Gesandten der italienischen Staaten mit Erstaunen auf die Prachtentfaltung des elisabethanischen Hofes blickten. Weder die Kreise dieses Hofes noch unser Dichter wollen etwas wissen oder hören von der Bewegung des Puritanismus, die damals in den unteren Schichten sich zu verbreiten begann, um fünfzig Jahre später bereits das Haupt des englischen Königs zu fordern. Auch die Nachtseiten dieser von Ehrgeiz und Herrschsucht durchsetzten Kultur werfen ihre Schatten auf die Dramen des Dichters. Es sind nicht nur die herkömmlichen literarischen Greuel des Senecadramas, die aus dem vielen Blutvergießen der Shakespeare'schen Trauerspiele zu uns sprechen, sondern auch der Geist eines Zeitalters von fast noch mittelalterlicher Grausamkeit, wo die Häupter der Maria Stuart und der katholischen Märtyrer fallen, wo Lord Leicester seine Frau umbringt, weil sie ihm bei seinen Absichten auf die Hand der Königin im Wege steht, wo die Königin ihre Günstlinge ohne Urteilsspruch in den Tower werfen und enthaupten läßt und wo die öffentlichen Hinrichtungen als Volksbelustigungen gelten. Der jedem Leser vertraute freie und derbe Umgangston der Shakespeare'schen Figuren unter einander, der die kultivierten Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts mit solcher Verachtung auf den Dichter blicken ließ, läßt vor unseren Augen das Bild der Königin erscheinen, die zu fluchen und mit den Füßen zu stampfen pflegte, gelegentlich ihre Höflinge ohrfeigte, in der Unterhaltung die gewagtesten Gegenstände riskierte und sich handgreifliche Scherze mit den Gesandten fremder Mächte erlaubte; in den eigens für sie hergestellten Lehrbüchern der Rhetorik finden sich Anekdoten, die heute niemand in Gegenwart von Frauen erzählen könnte.

Es ist die aristokratische Kultur der Zeit, die den aus ländlicher Umgebung in die Hauptstadt versetzten jungen Dichter und Schauspieler beeindruckt, während ihn der mächtige Aufschwung des Handels oder das Emporkommen der großen kaufmännischen Unternehmer vom Schlage eines Gresham genau so kühl lassen wie die Leiden und Freuden des Londoner Bürgers. Der Gattung des bürgerlichen Trauerspiels steht er völlig fern; dem bürgerlichen Lustspiel hat er sich ein einziges Mal, in den „Lustigen Weibern von Windsor", genähert. Kurz, so wenig das Shakespeare'sche Drama als Volksdrama mit dem französischen Hofdrama des 17. Jahrhunderts etwa in Parallele gesetzt werden kann, so wenig sich der Dichter um die Regeln des Klass-

terschiede, die von den Kommandanten, der sich auf sein Gedächtnis verließ, hervorgehoben wurden, die Lage des Schornsteins und die Form des Hecks sind, so ist anzunehmen, daß sich die Schiffe sonst glichen);

g) kein anderes deutsches Unterseeboot hat an jenem Tag und in jener Gegend einen Dampfer angegriffen.

(Anmerkung: Da nach den eingegangenen Meldungen kein anderes Schiff als die „Sussex" ohne Warnung von einem untergetauchten Unterseeboot torpediert worden ist, so steht es außer Frage, daß das Schiff von dem Unterseeboot torpediert worden ist, auf dessen Kommandantenbericht die Note vom 10. April beruht.)

Gez.: Lansing.

Englische Wirtschaft in Deutsch-Südwestafrika.

K. K. Uns liegt ein Bericht von einem älteren Farmer aus Deutsch-Südwestafrika vor, der wieder einmal beweist, wie die Engländer in Deutsch-Südwestafrika gehaust haben. Dabei handelt es sich nicht etwa um eine „verlassene" Farm, sondern um eine von den Engländern gewaltsam von ihren Besitzern „evakuierte". Im übrigen sprechen die Einzelheiten des nachfolgenden Berichtes für sich selbst: „. . . . Im Monat Juni 1915 rückte auf unserer Farm eine Abteilung englischer Truppen ein. Trotzdem wir diese ordentlich aufnahmen und alles herbeischafften, was zu ihrem Unterhalt nötig war, wurden wir sofort in „Sicherheitshaft" genommen, angeblich um uns vor unseren Eingeborenen zu schützen, die geschworen hätten, alle die „verd . . . Deutschen" zu ermorden. Das war frei erfunden, denn unsere Eingeborenen hatten stets nur Gutes von uns erfahren und hingen und hängen infolgedessen treu an uns. Alle unsere Proteste halfen nichts. Wir wurden nach Südafrika geschafft. Bis zum Herbst wurden wir in Pietermaritzburg auf dem Fort Napir festgehalten. Dann wurde mir gestattet, auf meine Farm zurückzukehren. Aber wie sah es dort aus. Die Farm war total geplündert und was nicht mitnehmbar war, in nicht wiederzugebender Weise beschmutzt. Selbstverständlich waren alle Pferde verschwunden. Aber auch meine aussichtsreiche Schafzucht ist vernichtet. Von den teuren Karakolschafen fand ich nur noch einen Bock vor, von dem großen Wollschafbestand nur etwa 10 Prozent, vollständig verräudet. Die Rinderherden waren über das Land zerstreut. Nur 25 Prozent von ihnen konnte ich nach monatelangem Suchen in der Umgegend mit Hilfe meiner Eingeborenen wieder zusammenfinden. Diese Eingeborenen erzählten mir auch, daß am schlimmsten die „Kalahari Horses" auf der Farm gewirtschaftet hätten. Botha hat ja s. Zt. allerhand Verfügungen erlassen zum Schutze des privaten Eigentums, aber was nützen diese? Meine Beschwerden bei den englischen Behörden der Okkupationsverwaltung wurden mit Achselzucken abgetan. Eine seit Monaten nach Pretoria an die Heeresverwaltung gerichtete Reklamation ist bis heute ohne jede Antwort. Ich habe den Eindruck, als ob man alles versuchen will, um den deutschen Ansiedlern hier das Leben so sauer wie möglich zu machen und sie aus dem Lande herauszugraulen. Wir lassen aber die Hoffnung nicht sinken, daß noch einmal wieder bessere Zeiten kommen werden und die Engländer uns unsere Verluste und Leiden teuer bezahlen müssen . . ."

Die Sommerzeit.

Die bevorstehende Einführung der Sommerzeit am 1. Mai erfüllt, wie wir aus einigen Zuschriften ersehen, viele noch mit Sorge; sie befürchten, daß der plötzliche Sprung der Uhr um eine volle Stunde mit großen Unzuträglichkeiten verknüpft sein wird. Sie wollen dieses „Unheil", das nach dem feststehenden obrigkeitlichen Beschluß nicht mehr abzuändern ist, wenigstens abmildern und schlagen deshalb Uebergangsmaßregeln vor. Der eine möchte an sechs aufeinander folgenden Tagen die Uhr um je zehn Minuten vorrücken. Andere möchten noch vorsichtiger verfahren und nur je zwei Minuten täglich verschieben, und ganz Aengstliche wollen sogar nur sekundenweise in die Sommerzeit übergehen.

Die Befürchtungen, die sich in diesen Vorschlägen kundgeben, erscheinen nicht begründet. Ausschlaggebend für den jetzt gewählten Modus sind die Anforderungen des Verkehrs. Die Eisenbahnverwaltungen werden es sich auch überlegt haben, ob die Sommerzeit mit einem Schlage oder allmählich herbeigeführt werden soll. Wenn sie das Vorrücken um eine Stunde bevorzugen, so geschieht das gerade wegen der Sicherheit des Verkehrs. Es ist augenscheinlich von ihrem Standpunkt aus zweckmäßiger, die Unbequemlichkeiten in der einen Nacht völlig zu überwinden, als sie tagelang hinzuziehen. Die Betriebssicherheit würde bei dem allmählichen Vorrücken der Uhr nicht gewinnen, sondern eher leiden. Dieser Gesichtspunkt erweist sich als entscheidend. Im übrigen sei an den Uebergang zur mitteleuropäischen Zeit erinnert, der sich ebenfalls mit einem Schlage und zwar ohne erhebliche Schwierigkeiten vollzogen hat. Ebenso bereitet der Zeitunterschied beim Reisen keine erhebliche Unbequemlichkeiten; jeder Reisende weiß, wie schnell er sich an den Zeitunterschied gewöhnt.

Eine andere Unbequemlichkeit liegt allerdings vor und zwar bei kleineren Kindern. Es ist jetzt schon oft schwierig, sie im Hochsommer an heißen Tagen noch in der Helligkeit rechtzeitig ins Bett zu bringen. Wenn sie jetzt mit Rücksicht auf die Schule noch eine Stunde eher schlafen sollen, so wird das für die Kleinen allerdings nicht immer leicht sein.

Fortdauernde schwere Kämpfe zu beiden Seiten der Maas.

Großes Hauptquartier, 22. April. (W. B. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

An der Straße Langemarck-Ypern griffen die Engländer in den frühen Morgenstunden die ihnen von unseren Patrouillen am 19. April entrissenen Gräben an, von denen sie etwa ein Drittel wieder besetzten.

Beiderseits des Kanals von La Bassée sprengten wir mit Erfolg einige Minen.

Feindliches Feuer auf die Städte Lens und Roye forderte weitere Opfer unter der Bevölkerung; in Roye wurde ein Kind getötet, zwei Frauen und ein Kind verletzt.

In den Argonnen zerstörten wir durch Sprengungen französische Postenstellungen auf der Höhe La Fille Morte und halten einen umfangreichen Trichter vor unserer Front besetzt.

Westlich der Maas wiederholten die Franzosen ihre Anstrengungen gegen „Toter Mann". Zweimal wurden sie durch Artilleriesperrfeuer von beiden Ufern zusammengeschossen, ein dritter Angriff brach mit schweren Verlusten an unserer Stellung zusammen. Erbitterte Handgranatenkämpfe um das Grabenstück nahe des Caurettes-Wäldchens brachten es abends wieder in unseren Besitz; nachts gelang es den Franzosen erneut darin Fuß zu fassen.

Oestlich des Flusses lebhafte Infanterietätigkeit mit Nahkampfmitteln am Steinbruch südlich Haudromont und südlich der Feste Douaumont.

Das beiderseitige Artilleriefeuer hielt im ganzen Kampfabschnitt des Maasgebietes ohne Unterbrechung Tag und Nacht mit außerordentlicher Stärke an.

In der Gegend nordwestlich von Fresnes-en-Woëvre wurden Gefangene von der 154. französischen Division gemacht. Hiermit ist festgestellt, daß der Gegner in dem Raume zwischen jenem Ort und Avocourt seit dem 21. Februar im ganzen 38 Infanterie-Divisionen angesetzt hat, von denen außerdem vier Divisionen nach längerer Ruhe und Wiederauffüllung durch frische Leute, hauptsächlich aus dem Rekrutenjahrgang 1916, zum zweitenmal ins Gefecht geführt und geschlagen worden sind.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Auch gestern scheiterten russische Angriffsunternehmungen vor unseren Hindernissen südöstlich von Garbunowka.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Nichts Neues.

Oberste Heeresleitung.

Zum Tode des Generalfeldmarschalls v. d. Goltz.

Wien, 22. April. (W. B.) Die Nachricht von dem tragischen Geschick des Generalfeldmarschalls von der Goltz hat hier die größte Bestürzung und tiefste Trauer hervorgerufen. — Die Blätter würdigen von der Goltz als Persönlichkeit vo geschichtlicher Bedeutung, deren Lebenstätigkeit in der deutschen wie türkischen Armee unvergessen bleiben wird. Sie erinnern insbesondere an seine unvergänglichen Verdienste um die Ausgestaltung des türkischen Heerwesens, sowie an die Verdienste, die sich von der Goltz bei der Organisation der Verteidigung der Meerengen und bei den sonstigen kriegerischen Aktionen der Türken erworben hat.

Die bulgarischen Sparkassen.

Sofia, 20. April. (Priv.-Tel., zf.) Die wirtschaftliche Lage der bulgarischen Bevölkerung ist nach der jetzt vorliegenden Statistik der Postsparkassen als ganz ausgezeichnet anzusehen. Trotz der Kriegszeit übersteigen die diesjährigen Einlagen in den ersten drei Monaten mit 10½ Millionen Lewa die Auszahlungen, von denen allein 6⅓ Millionen auf März entfallen. Im vergangenen Jahre wurden über 25 000 neue Sparbücher ausgegeben. Die Einzahlungen betrugen fast 34 Millionen, die Auszahlungen fast 26 Millionen Lewa. Das Sparkassenkapital betrug am 1. Januar über 78 Millionen, am 14. April rund 89 Millionen Lewa.

Wien, 22. April. (W. B.) Der Militärgouverneur im österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiet in Polen, Generalmajor Freiherr von Diller, ist zum Statthalter in Galizien ernannt worden.

Reich und Einzelstaaten.

Von Friedrich Payer.

Als bei Ausbruch des Krieges die Nation fühlte, daß es sich für sie um Leben und Sterben handle, ging durch das ganze Volk eine Welle vaterländischer Begeisterung, der gegenüber das Verständnis für unsere Stammesverschiedenheiten oder gar für unsere einzelstaatlichen Grenzen vollständig zurücktrat. Diese Stimmung, die allerdings leicht dazu führen könnte, Stellung und Macht des Reiches auf Kosten nicht nur des unberechtigten Partikularismus, sondern auch des berechtigten Föderalismus zu heben, ist im ganzen heute noch vorherrschend, sie wird vielleicht wieder einmal nachlassen, verschwinden wird sie nicht, und wer es mit den Einzelstaaten wie mit dem Reich gut meint, handelt zweckmäßig, wenn er ihr Rechnung trägt.

Es ist verständlich, daß diesen naturgemäß zentralisierenden Strömungen die kleinen wie die großen Einzelstaaten besorgt gegenüberstehen. Aber ängstlich brauchen sie deshalb nicht zu sein. Jedermann weiß, wie unentbehrlich sie als selbständige Kulturmittelpunkte, die Deutschland seine Eigenart und seinen Vorsprung auf vielen Gebieten sichern, und durch ihre freiheitliche und fortschrittliche Weiterentwicklung für die Allgemeinheit und auch das Reich selbst sind. Außerdem garantieren sie sich ihre Existenz gegenseitig. Preußen hat keine Neigung, im Reich aufzugehen, und die anderen wehren sich mit Macht gegen den Gedanken, in Preußen aufzugehen. Die Frage ist also zurzeit nur, wie viel das Reich nach der neuerlichen Gestaltung der Dinge von ihrer bisherigen Zuständigkeit für sich in Anspruch nehmen muß, wie viel sie ohne Schaden abgeben können und wie man die kommenden Zustände für sie am erträglichsten gestaltet.

Die Schwärmer, die die derzeitigen, der Not entsprungenen staatlichen Einrichtungen für die zentrale Lebensmittel- und Rohstoffversorgung der Gesamtbevölkerung in irgend welcher Form auch auf die Zeit nach dem Frieden übertragen wollen, lassen sich seltener hören. So hat sich auch der Apparat im ganzen doch nicht bewährt, daß in der Praxis irgendwo das Bedürfnis entstände, ihn zu verewigen, und an der Beschränkung der individuellen Bewegungsfreiheit auf diesem Gebiet hat man allmählich ohnedies genug. Es werden wohl Monopole kommen, wir werden auch für die Zukunft von Reichs wegen große Lager an Getreide und Rohstoffen aller Art halten müssen. Darüber aber auf die Dauer hinauszugehen, wird nicht versucht werden, und wenn der Versuch gemacht würde, wird er aller Voraussicht nach mißlingen. Dieser allerdings fast lebensgefährliche Eingriff in ihre Hoheit wird den Einzelstaaten also erspart bleiben. Ueberhaupt wird ihnen auch für die Zukunft ihre Verwaltung im wesentlichen ebenso bleiben wie seither. Ein Eingriff steht nur bevor bezüglich des Baues und der Benutzung von Wasserstraßen. Es hat sich als [illegible] erwiesen, daß das Reich in diesen Fragen, deren Bedeutung für die Verteidigung und Versorgung des Landes erst jetzt recht erkannt worden ist, überhaupt so gut wie nichts [illegible] zu reden hatte. Die Zukunft wird unseren Wasserstraßen, indem sie sie mit anderen uns bisher unzugänglichen großartigen Anlagen in Verbindung bringt, eine ganz andere Bedeutung für die Gesamtheit verleihen. Sie müssen daher unter die Oberhoheit des Reiches kommen. Eine starke Strömung macht sich zurzeit weniger gegen die Postreservatrechte als gegen das bayerische Briefmarken-Reservatrecht geltend. Der Widerstand Bayerns dagegen ist schwer verständlich, nachdem der Vorgang Württembergs gezeigt hat, daß man ohne Schaden auf diese Hoheitsrechte verzichten kann; je größer das Interesse ist, das Bayern an der Erhaltung seines Postreservatrechts im ganzen haben mag, umsomehr sollte es darauf bedacht sein, diesen Stein des Aergernisses aus der Welt zu schaffen. Ein in Aussicht zu nehmender Eingriff in die Schulhoheit der Einzelstaaten durch einheitliche Vorschriften über die körperliche Ausbildung der Jugend unter dem Gesichtspunkt der Vorbereitung für den Heeresdienst wird zu ertragen sein. Vom weiblichen Dienstjahr ist es ja glücklicherweise wieder stille geworden.

Welche Veränderungen es im Militärwesen geben wird, kann sich der Nichtfachmann heute weniger als je zu beurteilen getrauen. In dezentralisierender Richtung werden sie sich schwerlich bewegen, andererseits ist aber auch nicht in Aussicht zu nehmen, daß sie an den Grundlagen der Reichsverfassung und der Militärkonventionen rütteln werden. Dazu läge kein Grund vor. Ziemlich groß dürfte vielleicht nach den Erfahrungen des Krieges da und dort die Neigung sein, die bestehenden Kriegsministerien zu Gunsten eines Reichskriegsministeriums eingehen zu lassen. Es ist aber nicht sehr wahrscheinlich, daß die größeren Staaten, namentlich Preußen und Bayern, für diesen Plan zu gewinnen wären. Jedenfalls müßte seine Durchführung mit geschickterer Hand angefaßt werden als die Neuuniformierung der deutschen Armee für den Frieden, die in Berlin ohne Fühlungnahme mit Bayern abgeschlossen worden sein soll, das darauf prompt mit der Anbringung von blauweißen Litzen an der einheitlichen deutschen Uniform reagierte. Einrichtungen für die Erhaltung der einmal erworbenen Fertigkeiten unserer Soldaten durch Kurse, wie regelmäßige Schießübungen, auch nach Ablauf der Präsenzzeit und ohne formelle Einberufung, werden wahrscheinlich eine der Folgen des bekanntlich zur Vernichtung des preußischen Militarismus begonnenen Weltkrieges sein. Ein großes Stück Selbständigkeit würden allerdings die Einzelstaaten daran geben müssen, wenn alle deutschen Bahnen in ein einheitliches deutsches Reichseisenbahnsystem zusammengeschlossen würden, wohin das Streben unitarischer Politiker, aber auch des Handels und der Industrie schon lange ging. Eine äußere Unterstützung hat dieses Verlangen durch die Erfahrungen des Krieges allerdings nicht gefunden, denn der gegenwärtige Zustand hat sich nicht als ungenügend erwiesen. Umgekehrt ist unbestritten, daß unsere Bahnen während des Krieges im ganzen richtig funktioniert und Bewunderungswertes geleistet haben. Es kann also nur der Wunsch nach Zusammenfassung überhaupt hier eine Veränderung rechtfertigen. Es haben sich aber, aus den verschiedensten Erwägungen heraus, mehrere Einzelstaaten, darunter Preußen, bereits geeilt, zu erklären, daß sie nicht mittun wollen. Damit wird vorerst der Plan selbst erledigt sein, aber ohne Folgen wird das Streben nach der Reichseisenbahneinheit doch nicht bleiben; denn das Verlangen, mindestens die Vorschrift der Reichsverfassung durchgeführt zu sehen, wonach die deutschen Eisenbahnen als ein einheitliches Netz verwaltet werden sollen, wird eine nie wiederkehrende Unterstützung finden, wenn infolge des Krieges fremde Bahnen in deutschen Besitz kommen sollten. Das wird dann auch der Zeitpunkt sein, in dem der Reichstag eher Gelegenheit findet, sich der Sache anzunehmen. Zuzugeben ist übrigens, daß die Schuldenlast des Reiches, wenn es jetzt sämtliche deutsche Eisenbahnen aufkaufen müßte, eine fast nicht mehr übersehbare würde und daß deshalb Zweifel gerechtfertigt sind, ob der gegenwärtige Augenblick gerade besonders geeignet für eine so große Aktion wäre.

Am heißesten ist der Kampf um die Finanzhoheit der Einzel-Staaten entbrannt, und er muß spätestens unmittelbar nach Friedensschluß ausgetragen werden. Die Ordnung der Reichsfinanzen duldet keinen Aufschub, das zeigt schon ein Blick auf unsere von Tag zu Tag steigende Schuldenlast. Sie muß verzinst und sie muß amortisiert werden. Daß wir auch bei dem günstigsten Ausgang des Krieges Kriegsentschädigungen an Geld in dem Maß erhalten werden, daß wir damit unsere Kriegsanleihen zurückbezahlen, unseren Heeresbedarf erneuern und unsere Kämpfer und deren Angehörige, soweit erforderlich, versorgen könnten, ist jedenfalls nicht so wahrscheinlich, daß wir auf diese Möglichkeit unsere finanzielle Zukunft aufbauen könnten. Dazu werden unsere Gegner seinerzeit finanziell zu sehr geschwächt sein. Solange uns also nicht andere Wege zur Erfüllung dieser Aufgaben vorgeschlagen werden können — in ernstlicher Weise ist dies bis jetzt nicht geschehen — bleiben wir eben darauf angewiesen, uns durch eine Vermehrung der Reichssteuern zu helfen. Hier nun beginnt die Politik der Einzelstaaten unverständlich zu werden. Die verbündeten Regierungen erklären, obwohl sie die Notwendigkeit der Aufbringung der Mittel an sich nicht bestreiten, scheinbar ohne Verständnis für die Zwangslage, sie werden der Erhebung von direkten Reichssteuern überhaupt nicht zustimmen. Sie weichen also sogar hinter die Konzession zurück, die sie schon im Frieden im Wehrbeitrag und in der Besitzsteuer haben machen müssen. Und dieser Entschluß soll nicht bloß für die derzeitige provisorische Reichsfinanzreform gelten, sondern auch für die mit Friedensschluß einzuleitende große definitive.

Ihre Motive sind bekannt. Es wäre freilich besser für sie und sie könnten es recht gut brauchen, wenn sie die Besteuerung des Vermögens und Einkommens, die sogar im Krieg gewachsen sind und nach siegreicher Beendigung desselben aller Voraussicht nach in noch höherem Maße wachsen werden, für sich allein behalten könnten; sie kommen tatsächlich ins Gedränge, wenn sie von ihren bisherigen Steuerquellen etwas verlieren, denn auch in ihre Finanzen hat der Krieg schwer eingegriffen. Es spielen auch noch andere Beweggründe mit. Zum Beispiel hat man in Preußen ein starkes Interesse daran, die direkten Steuern nicht durch den Reichstag, sondern durch das Preußische Abgeordnetenhaus bewilligen und sie nicht durch die Organe des Reichs, sondern durch die preußische Verwaltung veranlagen und erheben zu lassen. Aber das alles zugegeben, können die verbündeten Regierungen doch unmöglich verkennen, daß das Reich es ist, das den Krieg führt und für die Kriegskosten aufzukommen hat, und daß dieses weder die Einnahmen aus den direkten Steuern entbehren, noch, wenn es nicht mit schweren politischen Folgen die Unzufriedenheit der Massen erregen will, Verbrauchs-, Verkehrs-, und ähnliche Abgaben allein einführen und die Besteuerung des Besitzes den Einzelstaaten nach deren Gutdünken überlassen kann. Die übrigen Einzelstaaten, die sich in dieser Frage blindlings der preußischen Leitung anvertrauen, sollten auch bedenken, was aus ihnen werden wird, wenn eine Verständigung zwischen den verbündeten Regierungen und dem Reichstag nicht zu Stande kommt und schließlich nichts anderes übrig bleibt, als auf die Matrikularbeiträge zurückzugreifen. Das können dann die Bundesstaaten, die die leistungsfähigsten Steuerzahler haben, wie Preußen, leicht aushalten, dagegen müßten die Bundesstaaten mit weniger leistungsfähigen Steuerzahlern, da bei diesen nicht viel zu holen ist, die Matrikularbeiträge aber auf den Kopf der Bevölkerung überall gleich groß sind, in immer schlechtere und schließlich unhaltbare Verhältnisse hineinkommen.

Es ist falsch, wenn sich die Einzelstaaten in dieser Frage in einen Gegensatz zum Reichstag hineinarbeiten, als ob dieser ihnen sozusagen feindlich gegenüberstünde. Die Mitglieder des Reichstages haben auch ein Herz für die Bedürfnisse und Sorgen der Bundesstaaten, denen sie angehören, sie haben auch ein Verständnis für die Aufgaben der Einzelstaaten, und eine große Anzahl hervorragender Abgeordneter bekunden dies

---

zismus kümmert und so wenig Macht er der höfischen Konvention und Sitte auf das Handeln seiner Gestalten einräumt, so groß ist doch im Allgemeinen der Einfluß der aristokratischen Kultur seiner Zeit auf seine Kunst gewesen. Wie weit er persönlich in Berührung mit dem Hof und dem Adel seiner Zeit kam, ist heute noch unbekannt, aber die Tatsache, daß in den für seinen Ruhm entscheidenden Jahren 1591—1603 Shakespeares Schauspieltruppe 37 mal, mehr als jede andere, zu Aufführungen bei Hofe herangezogen wurde und daß unter den 15 Stücken, welche die Truppe spielte, nur ein einziges nicht von ihm herrührt, läßt mit leidlicher Sicherheit den Schluß zu, daß man sich an einem Hofe, der wie der elisabethanische sich auf Kunst und Menschen verstand, für den beliebten Autor interessiert hat. Ebenso ist es schwer denkbar, daß der Schauspieler Shakespeare, der gegenüber Krone, Adel und Volk in seinen Dramen einen ebenso aristokratischen Standpunkt einnimmt wie nur ein Hofmann vom Schlage Sidney's und der für seine Person nach Landbesitz und Familienwappen strebte, nicht auch seinerseits alles getan haben sollte, sich diesen Kreisen zu nähern, welche die höchste Bildung und Kultur der Zeit darstellten. Wie nahe seine Verbindung mit dem jungen Grafen Southampton war, dem er seine beiden Epen widmete, wissen wir nicht; aber auch zwei andere Adlige, der Earl of Pembroke und der Earl of Montgomery, werden von den Herausgebern der ersten Folio nur acht Jahre nach Shakespeares Tode als Gönner des Dichters bezeichnet. Gewiß ist es auch kein Zufall, wenn einer der jüngsten Shakespeare-Funde den Dichter in Verbindung mit einem hohen Adligen, dem Grafen Rutland, zeigt, für den er im Jahre 1613 einen Sinnspruch für ein Wappenschild entwirft. Von diesen Kreisen lernt er die Würde und den höfischen Anstand, der so viele von seinen fürstlichen Figuren und alle seine vornehmen Frauengestalten durchdringt.

Auch die Sprache, die Shakespeare und schon seine nächsten Vorgänger ihre Figuren, soweit sie Vertreter der höheren Stände sind, sprechen lassen, ist nicht die Sprache des Volkes oder auch nur die damalige Umgangssprache der gebildeten Kreise, sondern sie ist ein künstliches Gebilde aristokratisch-humanistischer Tendenz, eine manierierte, barocke „Vornehmensprache", hervorgegangen aus den Stilexperimenten der englischen Humanisten, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eine neue künstliche Schriftsprache hervorzubringen sich bemühten, indem sie die Manierismen des ciceronianischen Stils und die rhetorischen und poetischen Figuren der antiken Dichter im Englischen nachahmten und steigerten. Jeder, der einmal ein Shakespearisches Drama auf der Bühne gesehen hat, weiß, wie schwer es ist, den Sturzwellen dieser gedrängten und wuchtigen Sprache zu folgen, die trotz aller Prägnanz in Metaphern, Hyperbeln und Wortspielen schwelgt. Ein Publikum, das im Stande war, beim ersten Anhören diese Sprache voll in sich aufzunehmen, kann nicht, wie man uns immer noch glauben machen will, in seinen entscheidenden Bestandteilen aus Handwerkern, Lehrlingen und Bediensteten zusammengesetzt gewesen sein, sondern sicherlich aus den gebildetsten Ständen der Nation. Die Londoner Literaten, die Rechtsstudenten, die in London ihren Wohnsitz hatten, der Adel und die jeunesse dorée der Hauptstadt müssen das Publikum gewesen sein, an das der Dichter sich mit einer solchen Sprache wenden konnte.

Daneben kommt, vor allem in den Lustspielen, auch die Kultur der Hauptstadt zu Worte, die mit ihrer Einwohnerzahl von etwa 250 000 Seelen zu den größten und reichsten Städten Europas gehörte. Unter den ausländischen Besuchern, die damals schon auf jährlich 10 000 berechnet werden und unter den zahlreichen Ausländern, die sich dort ansässig gemacht hatten, fand der Dichter ohne Schwierigkeit Vorbilder für seine Franzosen, Italiener, Vlamen oder Spanier. Von ihnen und den zahlreichen englischen Reisenden, konnte er, ohne selbst in Venedig oder Paris gewesen zu sein, alles Wissenswerte erfahren. Bei der Londoner Bevölkerung fand er dieselbe Fröhlichkeit und dasselbe Uebermaß einer jungen Zeit, das die Vergnügungen der Aristokratie auszeichnete. Zahlreiche Dramen veranschaulichen uns die Rolle, die das Wirtshaus im Leben des Londoner Bürgers spielt; Freudenhäuser tauchen auf in „Pericles" und „Maß für Maß". Londoner Typen sind die Straßenräuber, Nachtwächter, Gerichtsbeamten, die Schankwirte und Wirtinnen, die Diebe vom Schlage des Autolicus, die Bettler und die Dirnen, welche die Shakespeare'sche Bühne bevölkern. Wer genau zusieht, wird vielleicht sogar in Macbeth neben dem heroischen Verbrecher die Züge des Mörders der Londoner Sensationsprozesse erkennen können.

Nicht übersehen dürfen wir endlich, daß neben dem Geiste der Renaissance und des Barocks in der Zeit und den Werken des Dichters auch noch mancherlei vom Geiste des Mittelalters steckt, den erst das Zeitalter der Aufklärung und das darauf folgende der Romantik völlig zu überwinden im Stande waren. Die Zeit ist zu sehr unter Führung der Jugend, zu sehr vorwärtsdrängend und zu sehr schwanger mit ihren eigenen Kräften, um sorgfältig mit den Resten der Vergangenheit aufzuräumen; so läßt sie sorglos das Alte neben dem Neuen stehen und kennt ein peinliches historisches Interesse nur im engen Kreise der Gelehrten. So nimmt der Dichter unbefangen mittelalterlich-volkstümlichen Aberglauben hin, so läßt er mittelalterlich-allegorische Gestalten wie „Gerücht" oder „Zeit" auftreten oder läßt er seine anachronistische Gestalt des Narren, den Abkömmling von dem lustigen Teufel und dem „Laster" des mittelalterlichen Dramas, sich mitten in seiner Gesellschaft von Renaissancefiguren bewegen. Wie ein Römer oder ein Ritter des Mittelalters gekleidet war, kümmert das elisabethanische Publikum nicht: Coriolan stolziert auf der Bühne Shakespeares als elisabethanischer Hofmann in Pluderhosen mit Stoßdegen und Federhut einher und Kleopatra in der Mode der Zeit mit Handschuhen und Fächer.

So hat Shakespeare langsam sich entwickelnd, aber um so voller reifend, durch eine starke Anpassungsfähigkeit die Möglichkeiten auszuschöpfen verstanden, die ihm seine Zeit und seine Umgebung boten. Durch das Hellsehen des Genies, das ihn in die Tiefen der menschlichen Seele blicken ließ, und durch eine Gestaltungskraft, die ihn die dafür passende dramatische Wiedergabe finden ließ, hat er darüber hinauswachsend das zustande gebracht, was seine Kunst an zeitlosen Werten enthält.

Shakespeare und meine Wenigkeit.

Von Herbert Eulenberg.

Was mir Shakespeare ist, soll ich sagen. An seinem dreihundertsten Todestag oder Geburtstag. Er stirbt ja nie. Ein Spiegel ist er mir, in den ich immer aufs neue hineinschaue, zu erkennen, wie der Mensch beschaffen ist, und was er zu bedeuten hat. Wie einen an den Bildern Raffaels das richtige Maß seiner Gestalten ergreift, derart, daß man sich sagt, so und nicht anders dürfen Körper wiedergegeben sein, keinen Zoll kleiner, kein Millimeter größer, also bewegt uns bei Shakespeare stets die rechte Proportion, dürerisch gesprochen, seiner Charaktere zum Leben. Wie man ihn jemals hat maßlos finden können und übertrieben und kraß, wie Voltaire und Friedrich der Große und Tolstoi dies taten, ist mir wie das Urteil des Paris unbegreiflich. Ganz abgesehen von seinen großen weltberühmten Figuren, die jeder Zoll ein König oder Jude oder Narr oder Träumer oder Geck oder Ehrgeiziger oder Liebender sind, mit welcher Sicherheit handhabt er die kleinen Spieler, die Bauern auf dem Schachbrett seiner Dramen! Ich denke an die feine dem Leben abgelauschte und dem Stück, in dem sie stehen, angepaßte Zeichnung der vielen Mitläufer und Nebenmenschen in seinen Werken, die wir, weil Unverstand und stumpfer Blick sie für „schlechte Rollen" hält, noch nie oder nur zufallsweise auf der Bühne zu sehen bekommen haben. Einen Tubal zum Beispiel oder einen Lanzelot Gobbo oder einen Herzog in „Maß für Maß" oder einen Points oder einen Pförtner oder einen Raubmörder. Dabei verliebt und verliert sich Shakespeare niemals in und an die Kreaturen, die er geschaffen hat, wie es dem zweitgrößten Menschenkenner Englands, Charles Dickens, mehrfach untergelaufen ist. Er hält selbst bei jenen Gestalten, die er am meisten nach sich selbst gemalt hat, bei einem „Hamlet" und „König Lear" Distanz zwischen sich und jenen und wahrt das rechte Maß, das die Schilderung der Menschen verlangt. „Nie die Bescheidenheit der Natur überschreiten!" das ist das erste Gebot, das sein Dänenprinz den geliebten Schauspielern erteilt. Wie sparsam ist eine so dankbare Figur wie der Polonius von ihm gezeichnet oder ein schwacher Charakter wie Richard II., an dem eitle Stümper wer weiß wie lange herumgestrichelt und gepinselt hätten, den er mit dem bloßen Gleichnis „ein zerbrochener Spiegel" ins allzu weiche Herz getroffen hat! Wie knapp und groß ist der alternde Cäsar von ihm hingestellt worden, der mir im Gegensatz zu Georg Brandes, der ihn merkwürdiger Weise nicht glänzend genug findet und den Jüngling Cäsar in diesem welken dürren kahlen Greisenkopf vermißt, zu den stärksten Schöpfungen Shakespeares gehört.

Niemals überwuchert bei diesem Dichter das krause Neben- und Beiwerk, das er gleichwohl so schätzt. Nie erstickt bei ihm das Ornamentale die fünfaktige feste Form seiner Dramen. Denn gerade im Aufbau seiner Stücke halte ich ihn, den man oft und gern verworren genannt hat, für den größten Meister der dramatischen Kunst. Es gelingt ihm stets die Rundung herauszubekommen, bei der unsereins Blut und Tränen und Angstschweiß zu vergießen pflegt. Er weiß die Disharmonien, die Risse im Kosmos auszugleichen. Mit dem ruhigen Blick seiner Augen, die alles Zersplitterte auf dem Grund der Vernunft sammeln und klären. Wie klar und gewaltig ist der „Sommernachtstraum" komponiert mit seiner dreifach künstlich verschlungenen Handlung! Wie zauberhaft schön sind seine Lustspiele gleich Teppichen des Orients verwoben, so daß keine Farbe sich vordrängt, kein falscher Fleck das Bild der Welt stört, wie es sich in seinem großen harmonischen Geiste malt. Je nach ihrer Eigenart sind seine Stücke wie die tönernen Gestalten des Prometheus gegliedert, bis sie gleichsam organisches Leben bekommen haben von dem Odem, den er ihnen eingehaucht hat. Man erinnere sich nur der fabelhaften Komposition des „Sturms", seines letzten Werkes, darin er noch einmal in der Gestalt des Prospero sein Wort, das nicht optimistisch noch pessimistisch ist, zu dieser Welt sagt und einen Sinn in die Schöpfung eines unbegreiflichen Gottes zu bringen sucht. Oder man denke nur an die dramatische Formung des „Kaufmanns von Venedig" mit dem wundersam zart abklingenden Schlußakt, den man wie ein Musikstück am liebsten mit geschlossenen Augen anhören möchte. An dieser Stelle und an wie manchen andern seiner Komödien, die wie unentdeckte von blühenden Gärten überwachsene Eilande daliegen, der einzelnen Leser harrend, die in jedem Jahrhundert dann und wann an sie heranrudern, erreicht Shakespeare eine Schönheit, die man nicht mit Worten messen, von der man nur wie Trunkene schwärmen kann.

auch äußerlich durch ihre Angehörigkeit zu den Parlamenten der Einzelstaaten, für deren Rechte gleichfalls einzutreten sie sich damit verpflichten. Nur der bitteren Notwendigkeit folgend, reklamiert der Reichstag einen Teil der direkten Steuern für das Reich und sicherlich wären die Interessen der Einzelstaaten, vor allem der kleinen, wesentlich besser gewahrt, wenn sie versuchen würden, im Einverständnis mit dem Reichstag diese Frage bestmöglichst zu regeln, statt sich hinter unhaltbaren Grundsätzen zu verschanzen. Sie haben den Kampf zur Hälfte schon verloren in dem Wehrbeitrag, in der Besitzsteuer und in der Kriegsgewinnsteuer, so wie sich diese jetzt zu einer Art Einkommensteuer gestaltet hat. Nicht mehr um Wahrung einer grundsätzlichen Scheidung zwischen Reich und Einzelstaat handelt es sich, sondern um eine Grenzregulierung zwischen beiden. Bei einer Grenzregulierung mitzuwirken ist aber besser, als sie dem anderen Teil einseitig zu überlassen. Noch heute wäre wohl, wenn man sich auf eine Reichsvermögenssteuer einigte, die Einkommensteuer für die Einzelstaaten zu retten, zweifellos könnte sogar diese Reichsvermögenssteuer noch auf gewisse Sätze beschränkt werden, die den Einzelstaaten die Möglichkeit der Erhebung genügender Zuschläge ließen. Lange wird aber diese Möglichkeit nicht bestehen, wenn die Einzelstaaten wie bisher sich und die Dinge treiben lassen. Entschließen sie sich nicht, sich schiedlich friedlich zu vertragen, so werden ihnen vielleicht formell die direkten Steuern verbleiben, aber praktisch werden sie mit einer zersetzten Vermögenssteuer und mit einer durchlöcherten Einkommensteuer da sitzen. Ihre finanzielle Lage wird dann so kümmerlich wie unsicher sein. Drum wäre es so tief bedauerlich, wenn sie den Anschluß versäumten.

Nun noch eine andere, allerdings weniger wichtige Erscheinung. Bisweilen sieht es im Gegensatz zu der wirklichen Strömung nämlich heute aus, als ob der Partikularismus sein Haupt höher erheben würde als je, wenn nämlich bei den oft ziemlich wirr durcheinander laufenden Bemühungen um die Regelung unserer Nahrungsmittel-Versorgung kleinere Zivil- und noch öfter Militärgewalten mit oft recht brutalen, lokalen Ausfuhrverboten und ähnlichen Anordnungen dreinfahren, die sich dann selbstverständlich an die politischen Grenzpfähle halten müssen. Diese Sondermaßregeln, in denen namentlich Bayern stark ist, sind ja eigentlich nichts als Belege dafür, daß die von Reichs- oder Landes wegen getroffenen Maßnahmen, was ja nicht immer zu vermeiden ist, nach der einen oder anderen Richtung lokal nicht ausreichen oder fehl gegriffen sind, und sie werden auch selbst von denen, denen sie für den Augenblick nützen, nur als unerwünschte Notbehelfe empfunden. Aber es wäre besser, sie unterblieben, wenn sie auch kleine Besserungen bringen mögen. Man hat im allgemeinen kein Bedürfnis nach weiteren Vorschriften und Ueberraschungen auf dem Gebiet der Nahrungsmittelversorgung und die rücksichtslose Vertretung einseitiger Interessen, die aus derartigen Anordnungen spricht, verärgert große Teile der Bevölkerung, die ihren Sinn auf das Ganze richten und sich über die Einführung neuer Schlagbäume empören, in recht empfindlicher Weise.

Gut wäre es auch, wenn man in Berlin dafür sorgte, daß der Glaube nicht aufkommen kann, man billige die Ausführungen der konservativen Wanderredner, die sich geberden, als ob es eine Amtsaufgabe der preußischen Verwaltungsorgane wäre, Anordnungen des Bundesrates über unsere Nahrungsmittelfürsorge nicht auszuführen. Es lebt ohnedies in den kleineren Bundesstaaten seit langem das Gefühl, als ob bei Durchführung der Anordnungen der Reichsverwaltung in diesen Staaten sorgfältiger und gewissenhafter verfahren werde als in Preußen, und manche Wahrnehmungen erwecken hie und da das unbehagliche Gefühl, daß man der Dumme gewesen sei, der Schweres und Unangenehmes pflichtgetreu auf sich nehme, wo andere nicht daran denken, sich weh zu tun. Es wäre zu wünschen, daß diese Befürchtungen durch die Tat widerlegt würden.

Darf man noch davon reden, daß man in den Kreisen der mittleren und kleinen Bundesstaaten mehr und mehr darüber verstimmt ist, daß man ihnen in Berlin nicht immer und nicht überall mit derjenigen Rücksicht begegne, die sie glauben, beanspruchen zu können? Neu ist diese Erscheinung ja nicht, die Zeitläufe begünstigen sie und die begreifliche Nervosität macht sie bemerkbarer als sonst, aber immerhin bleiben Gefühle zurück, die vermieden werden könnten. Wer hier etwas zu sagen hat, würde ein gutes Werk tun, wenn er durch einen starken Wink dafür sorgte, daß die Beziehungen, die ja selbstverständlich gute sind, und gute bleiben, sich auch zu innerlich freundlichen gestalten. Gute Stimmung ist auch was wert.

Der Wirtschaftskrieg gegen die Deutschen.

Budapest, 21. April. (Priv.-Tel., zf.) Ein Mitarbeiter des Bukarester „Universul“ hatte mit einem Mitglied der aus Rußland zurückgekehrten Pferdeeinkaufs-Kommission eine Unterredung. Der Gewährsmann erzählt, daß die Franzosen und Engländer mit förmlicher Gier bestrebt sind, die vor dem Kriege auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiete von den Deutschen innegehabten Positionen für sich zu sichern und mit allen Mitteln danach trachten, ein Wiederaufleben des deutschen Einflusses nach dem Kriege unmöglich zu machen.

Kronstadt, 22. April. (W. B.) In dem Herstellungsraum von Explosivstoffen brach am 20. April ein Brand aus, der schnell um sich griff und einige unbedeutende Explosionen hervorgerufen hat. Kein Lager von Explosivstoffen in Kronstadt hat Schaden gelitten. Die Zahl der Opfer beträgt 7 Verwundete. Die Untersuchung hat festgestellt, daß das Feuer durch einen unvorhergesehenen Zufall entstanden ist.

Der Ring der Entente um Griechenland.

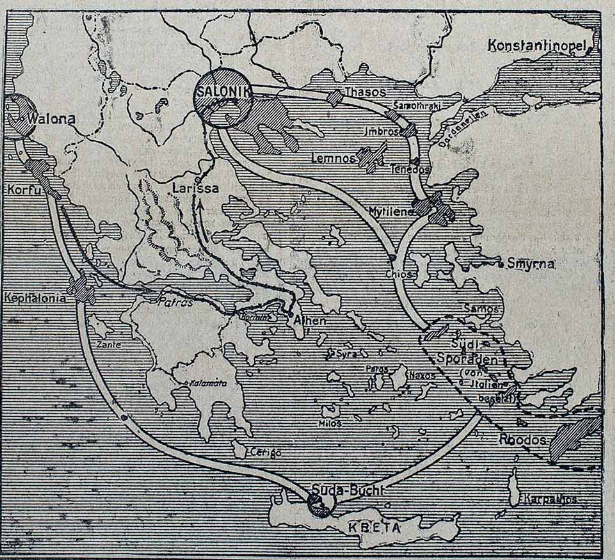
Die Geschichte der Leiden, die das kleine Griechenland im Weltkriege erdulden mußte, wird einst ein besonderes Kapitel in der moralischen Würdigung der großen Katastrophe und der verantwortlichen Regierungen darstellen. Sie begannen, als Bulgarien sich den Mittelmächten anschloß und als die verbündeten Heere in unwiderstehlichem Siegeszug Serbien und Montenegro niederwarfen. Damit war der Einfluß der Entente auf dem Balkan gebrochen und die Bezwingung Konstantinopels unmöglich geworden. Nur durch die Besetzung der griechischen Stadt Salonik und durch Verstärkung der italienischen Position in Walona hoffte die Entente, den vernichtenden Eindruck jener Ereignisse auf dem Balkan abschwächen zu können, die von Oktober letzten Jahres bis um die Jahreswende die Welt in Bewunderung und Erstaunen versetzt hatten. Griechenland sollte, so rechnete man in London und Paris, durch Anschluß an die Entente der Welt zeigen, daß es in Europa noch Nationen und Regierungen gibt, die an die Niederlage Deutschlands und seiner Verbündeten glauben. Aber die Sprache der Ereignisse war zu überzeugend: Griechenlands König, Regierung und Volk weigerten sich, die Zukunft ihres Landes mit einer verlorenen Sache zu verknüpfen, und blieben neutral.

Seither trägt die Politik Englands und Frankreichs, der beiden Mächte, die sich gerne als die Schützer des kleinen Griechenland ausgaben, den Charakter der Rache, die sich desto mehr verschärfte, je klarer es wurde, daß Griechenland fest entschlossen ist, sich nicht am Krieg zu beteiligen. England ist in dieser niederträchtigen Politik führend, da es vornehmlich in die Hand seiner Flotte gelegt ist, Griechenland, das in der Ernährung in weitestem Maße auf den Seeweg angewiesen ist, zu verproviantieren oder hungern zu lassen. So wird jede Schmach, die man Griechenland zumutet, damit erzwungen, daß man dem unglücklichen Land den Brotkorb nach Belieben höher hängt. Zu diesem Zweck hat die englisch-französische Flotte einen vollkommenen Blockadering um die griechischen Küsten gelegt, den unsere Karte deutlich zu machen sucht. Die beiden Pole, von denen diese völkerrechtswidrige Blockade ausgeht, sind Salonik und Walona, das erstere von einer gemischten Ententearmee, letzteres von einem italienischen Landungskorps besetzt. Von Salonik zieht sich die Kette über die den Dardanellen vorgelagerten Inseln Thasos, Samothraki, Imbros, Lemnos, Tenedos und Mytilene, die schon längst ungeachtet der griechischen Souveränität und Neutralität als Basis für die Operationen der Ententeflotte gegen Konstantinopel dienten. An der kleinasiatischen Küste bilden die seit dem türkisch-italienischen Krieg von 1911/12 von den Italienern besetzten zwölf Inseln der südlichen Sporaden, der sogenannte Dodekannes, mit Rhodos als Hauptstützpunkt das weitere Glied nach Süden.

Ebenso dicht wie hier im Aegäischen Meer ist die Kette im Westen Griechenlands, im Jonischen Meer angelegt. Von Walona zieht sie sich nach Korfu, das gleich nach dem serbisch-montenegrinischen Zusammenbruch besetzt wurde, um die Reste der geschlagenen Balkanheere dort zu sammeln und zu neuen Blutopfern vorzubereiten, wozu allerdings die schauderhaften hygienischen Zustände in den Lazaretten dieser „Kulturnationen“ wenig geeignet erscheinen. Erst vor wenigen Tagen wurde nun gemeldet, daß auch auf Kephalonia, der größten der Inseln, die sich westlich vor den Golf von Patras und damit vor die Einfahrt zum Isthmus von Korinth legen, der Haupthafenplatz Argostolion von der Entente besetzt, oder, wie ihre offiziöse Presse sagt, „nur durch Drahtnetze abgesperrt“ worden ist. Und gleichzeitig erfährt man, daß die Sudabucht auf Kreta dasselbe Schicksal erlitten hat, womit der Ring südlich geschlossen, die Absperrung Griechenlands vollendet ist. Welche und wie viele von den kleineren Inseln des Aegäischen Archipels ebenfalls unter englischer Zwangsverwaltung stehen, ist nicht sicher bekannt; fast täglich aber werden neue Uebergriffe gemeldet.

So ist Griechenland tatsächlich Ententeland geworden, an dessen Festlandbasis die beiden Brückenköpfe Salonik und Walona liegen, deren Verbindung durch den Blockadering der Flotte gesichert wird, sodaß die Entente es jetzt wagen konnte, Truppenverschiebungen so vorzunehmen, als ob sie im eigenen Operationsgebiet stände: denn es wurde nötig, französische Truppen von Salonik nach dem westlichen Kriegsschauplatz zu senden, wo der deutsche Angriff auf Verdun die letzten Kräfte der Republik an sich zieht; dafür mußte man genesene oder genesende Serben von Korfu nach Salonik schaffen. Ursprünglich hatte man es sich noch bequemer gedacht: die Serben sollten zu Schiff nach Patras und von dort auf der griechischen Eisenbahn, die unsere Karte zeigt und die längs der peloponnesischen Küste über Korinth nach Athen, von dort über Larissa nach Salonik führt, nach dem neuen Garnisonsort gebracht werden. Die energische Weigerung der griechischen Regierung hat dazu geführt, daß die Entente offenbar vorläufig den Plan aufgab und beschloß, den Transport auf dem Seeweg auszuführen; dazu erfolgte die Besetzung der Sudabucht. Um die Besetzung von Patras und Korinth zu verhindern, hat die griechische Regierung nach einer neueren Meldung die beiden Einfahrten in den Golf von Korinth durch Minen sperren lassen.

Wie das griechische Trauerspiel enden wird, ist schwer zu sagen. Die Entente kann Griechenland zu allem zwingen, nur nicht dazu, sich das Grab seiner Freiheit selbst zu graben, indem es an dem Neutralitätsbruche gegen die Mittelmächte mitschuldig wird, deren Heere siegreich auf der ganzen Landlinie Walona—Salonik stehen. Durch diese Tatsache, die zeigt, daß wir den Balkan soweit beherrschen, als es militärisch und politisch für uns wichtig ist, gewinnt erst die englisch-französische Politik das Gepräge des Sinnlosen und der Schikane. Hier mußten die Zwecke erst erfunden werden, welche die Mittel heiligen sollten. Deswegen wird die Geschichte von der Peinigung Griechenlands nicht nur als von einem Verbrechen, sondern als von einer Dummheit sprechen.



Oesterreich-ungarischer Bericht.

Wien, 22. April. (W. B.) Amtlich wird verlautbart:

Russischer Kriegsschauplatz.

Versuche russischer Abteilungen, sich nordwestlich Dubno nahe vor unseren Linien festzusetzen, wurden durch Feuer vereitelt. Sonst nur die gewohnten Artilleriekämpfe.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Am Südflügel unserer küstenländischen Front wurden mehrere nächtliche Angriffsversuche der Italiener auf unsere Stellung östlich Monfalcone abgewiesen.

Im Plöcken-Abschnitt kam es nachts zu lebhafter Feuertätigkeit.

Im Col di Lana-Gebiet brach ein feindlicher Angriff auf den Sattel zwischen dem Ettsas und Monte Sief in unserem Feuer zusammen.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Keine besonderen Ereignisse.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Rußland.

Eine Verkehrsstörung in Zentralrußland.

„Utro Rossij“ verrät in einem langen Aufsatz, daß vor einiger Zeit — das Blatt sagt, „vermutlich“ im Juli vorigen Jahres — der vor kurzem längs des Flusses Oka zwischen Rjasan und Kolomna errichtete Damm eingestürzt ist. Von dieser Katastrophe hat bisher die russische Presse, wohl infolge eines Zensurverbots, keine Kenntnis genommen. Es dürfte sich um ein schweres Unglück handeln, da die angegebene Strecke mindestens sechzig Kilometer lang ist. Der Damm sollte, wie wir aus dem Moskauer Blatt erfahren, eine auch im Sommer ausreichende Tiefe des Wasserstandes sichern, um die bei der fortschreitenden Versandung der großen russischen Ströme immer mehr gefährdete Schiffahrt zu ermöglichen. Der Fluß Oka verbindet die Moskwa, die das große Industriezentrum der alten russischen Hauptstadt mit den Erzeugnissen des Ostens und Südens versorgt, mit dem Flußsystem der Wolga, in die sie bei Nishnij-Nowgorod einmündet. Bei der Ueberlastung der russischen Eisenbahnen ist die Aufrechterhaltung des Dampferbetriebes von besonderer Bedeutung. Der Moskauer Industriebezirk braucht ausschließlich russische Kohle aus dem Donezgebiet und Naphtha aus Baku, die beide über Zarizyn und Nishnij-Nowgorod die Wolga herauf nach Zentralrußland befördert werden. Im letzten Sommer konnte der Frachtbetrieb auf der Oka trotz des Dammbruches anscheinend ziemlich regelmäßig fortgesetzt werden, da die russischen Flüsse bis in den Herbst hinein ungewöhnlich wasserreich waren. Der diesjährige Winter hat aber viel weniger Schnee gebracht und der Frühling ist verhältnismäßig früh eingetreten, so daß man auf keinen Fall mit einem wasserreichen Sommer, eher mit dem Gegenteil rechnet. Unter diesen Umständen kann die Versorgung Moskaus mit Brennstoffen vielleicht noch schwieriger werden, als sie schon bisher war.

✕ **Petersburg**, 21. April. (Priv.-Tel., indir., zf.) Laut „Börsenzeitung“ weigert Markow sich, als Vertreter der Rechtsgruppe an der geplanten Reise der Dumamitglieder nach England und Frankreich teilzunehmen. An seiner Stelle reist Radkewitsch. Statt des zum Gehilfen des Ministers des Innern ernannten Grafen Bobrinski nimmt der Nationalist Dantschenko teil.

Sendungen nach Rußland.

An eine bestimmte Adresse gerichtete Liebesgaben für Kriegsgefangene in Rußland konnten bisher als Eisenbahnfrachtgut nicht angenommen werden, weil eine durchgehende Schienenverbindung mit den russischen Bahnen über Schweden nicht besteht. Es konnten daher bis jetzt nur kleinere Sendungen mit der Post befördert werden. Jetzt hat sich die Vereinigung: Svenska Röda Korsets Hjälpkomité för Krigsfanar (Das Hilfskomitee des schwedischen Roten Kreuzes für Kriegsgefangene) in Stockholm, Linnegatan 77, bis auf weiteres vorbehaltlich jederzeitigen Widerrufs, in entgegenkommender Weise bereit erklärt, als Eisenbahnfrachtgut aufgelieferte Liebesgaben an bestimmte Kriegsgefangene in Rußland in Empfang zu nehmen und die Weiterbeförderung der Sendungen an die Frachtbriefempfänger zu besorgen. Für die Auflieferung der Sendungen sind eingehende Bestimmungen erlassen. Auskunft darüber erteilt jede Güterabfertigung.

Die Sommerzeit in Oesterreich.

≋ **Wien**, 22. April. (Priv.-Tel., zf.) Durch eine heute erscheinende amtliche Verordnung wird auch in Oesterreich für die Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1916 die sogenannte Sommerzeit eingeführt.

Die Belebung.

Ein sehr leicht mögliches Gespräch.

Von **Rolf Conrad Cunz** (Hanau).

Die Landstraße: „Ich liege lang dahingestreckt. Führe von einem Ort zum andern. Auf meiner Strecke steht kaum ein bequemer Stützplatz für Menschenkinder. Aber die Sonne brennt obendrein den ganzen Tag auf mich nieder, daß ich die Leute manchmal bewundere, die sich mühsam auf mir vorwärts schaffen. Doch sie wollen wohl von dem einen zu dem anderen Ort. Und was bleibt ihnen dann anders übrig, als mich benützen! Nicht wahr, Du alter Pflasterstein, Du bankerottes Stadtkind?“

Der Wegstein: „Das darfst Du nicht sagen, Landstraße, das ist dreist erfunden. Ich bin ein ganz armseliger Wegstein, ein Stein des Anstoßes so recht eigentlich. Wenn mich schon je einer aufgehoben und später wieder fortgeworfen hat, bin ich doch immer auf Dich zurückgefallen, sonnige Landstraße. Mir kannst Du daraus keinen Vorwurf machen. Ich habe keine Schuld daran, dauernd auf Dir liegen zu müssen. Ja, ich wäre auch recht gern anderswo anderswas. Zum Beispiel solch ein vornehmer Pflasterstein, von dem Du sprichst. (seufzend:) Oh liebe Landstraße, leider bin ich kein Stadtkind, über das helle Röcke wehen sollen und dunkle Stiefel gehen. Ich bin eine gemeine Feldgeburt, ein Auswurf von Dir, nichts Besseres. Die Stadt habe ich nie gesehen, und sie wird mich Spottstück auch niemals aufnehmen, solange ich bestehe, genau wie seit meinem erdenklichen Anbeginn nicht. Aber ich komme ins Reden, das darf ich nicht. Käme ich lieber einmal recht richtig ins Rollen, es wäre gescheiter. Sieh nur dort, der Apfelbaum scheint Dir eine Bitte vortragen zu wollen. Er schüttelt so verlegen mit dem Wipfel, er weiß sich gewiß nicht auszudrücken, der arme, ungebildete Tropf. Da bin doch ich noch besser begabt, trotzdem ich mir alles selbst angeeignet habe —“

Die Landstraße (wird sehr ärgerlich und wirbelt ein paar dünne Staubwolken auf): „Wenn Du nicht Dein rundes Maul hältst, so kann dieses bescheidene Wesen freilich nicht zu Wort kommen. Ich höre bekanntlich nur auf einem Ohr, das weiß mein fruchtbarer Freund besser als Du.“

Der Wegstein (murrt, ohne sich zu rühren:) „Das ist mir einerlei, mußt Du wissen. Und ferner magst Du wissen, daß ich erstens rede, ohne auch nur die Spur von einem runden Maul zu besitzen. Das habe ich gottlob nicht nötig. Zweitens bin ich auch tatsächlich nicht im mindesten bestrebt, eine fruchtbare Kreatur zu sein. Ich verachte überhaupt fruchtbare Geschöpfe aus Grund und Boden. Sie zu schätzen ist lediglich ein Landstraßenvergnügen. Und nun laß mich bestens zufrieden.“

Die Landstraße (wühlt wütend ihren Staub auf und bedeckt den vorlauten Wegstein an der bestimmten Stelle fast völlig damit; dabei lacht sie gehässig): „Du von mir abhängiger Idiot!“

Der Wegstein (piepst, fast erstickend): „Mir können Staubbäder gar nichts anhaben. Zuweilen liebe ich sie sogar außerordentlich.“

Der Apfelbaum (verbeugt sich höflich über der Landstraße): „Darf ich vielleicht eine Bitte an Sie richten, gnädige Frau Landstraße?“

Landstraße (fragt vernehmlich): „Womit kann ich Ihnen denn dienen, alter Apfelbaum?“

Apfelbaum: „Ach wollen Sie nicht bitte diesen ungemütlichen Klettervogel aus dem Bereich meiner Aeste verscheuchen? Abgesehen davon, daß er mir aus Unvorsicht dieses und jenes junge Blättchen abrupft, beschmutzt er mir auch die stattlichsten Stellen meines Geheges; und dann singt er mir noch nicht einmal etliches Angenehme vor. Er muß kein Singvogel sein, vielmehr ein schmutziger Räuber, der bei uns eigentlich gar nichts zu suchen hat.“

Landstraße: „Sollte er wirklich ein Neuling in Ihrem Bereich sein? Ich bezweifle das.“

Apfelbaum (höflich beteuernd mit allerhand Kopfknixen): „Sie können versichert sein, gnädige Frau — —“

Landstraße (zwinkernd): „Sollte er nicht gestern auch von Ihnen geduldet worden sein“

Apfelbaum (errötet leicht bis in seine frühesten Früchte): „Aber das tut doch schließlich heute nichts mehr zur Sache, meine Gnädigste?!“

Landstraße: „Hm, ich wüßte wirklich nicht, wie ich den kleinen Leichtfuß verscheuchen sollte.“

Apfelbaum (eifrig): „Ach, wenn Sie ihm ein paar Ihrer schäbigsten Würmer vorzeigen wollten? Ich glaube, er spränge sofort in Ihren Staub und würde mich bald vergessen haben.“

Landstraße: „Wie soll ich das aber bei diesem verflucht trockenen Wetter so einfach anstellen, alter Herr? Was nützt mich der beste Wille, wenn ich nicht kann? Wenden Sie sich einmal recht laut an die Sonne! Wenn die ein Einsehen hätte —“

Der Apfelbaum (bemüht sich krampfhaft. Man hört ihn wohl sinnlos in die Luft brüllen, aber man versteht kein Wort.)

Der Zweigvogel (zwitschert inzwischen munter vor sich hin): „Sitz ich hie, sitz ich da und singe meine Lieder; sitz ich hie, sitz ich da und blähe mein Gefieder.“

Die Landstraße (ruht sich einstweilen schwer atmend aus; in ihrer zerfurchten Miene liegt eine schwache Hoffnung, daß die Bemühungen des Apfelbaumes schon allein in ihrem eigenen Interesse von Erfolg begleitet sein möchten; denn sie hat gewaltigen Durst. Man darf nicht denken, daß sie etwa eine geborene, starke Säuferin wäre, aber sie kann doch die allzu lange Enthaltsamkeit nicht oder nur sehr beschwerlich vertragen. Deshalb spricht sie auch jetzt nicht mehr viel, sondern sagt nur manchmal in vier Seufzern hintereinander): „Ach ja! Ach nein! Ach ja! Ach nein!“ (Dann liegt sie wieder stumm vor sich.)

Die Sonne (wird auf einmal von ganz fern obenher mit heißer, dürrer Stimme gehört, in der eine große Unbekümmertheit um alles Irdische liegt): „Unter anderem bescheine ich auch diese Landstraße und ihren Staub, diesen Wegstein, diesen Springvogel und diesen Apfelbaum. Unter anderem, betone ich ausdrücklich, denn ich kann mich sonst nicht damit befassen, bescheine ich also auch naturgemäß diese vier nebensächlichen Erdbestände.“

Die Landstraße (will eine Bemerkung machen, wird aber zunächst abgelenkt, vom):

Apfelbaum (der sich jetzt etwas verständlicher zu gebärden trachtet, indem er gegen die nicht merklich wankende Sonne schreit, wobei er vor Zorn alle Höflichkeit vergißt): „Du sollst aber auf ein paar Stunden Deine verfluchte Erdbraterei unterlassen, unbarmherzige Bruthenne! Siehst Du nicht, daß ich einen Vogel habe, einen abscheulichen Schmutzfink, den ich gerne los sein möchte?“

Die Sonne (erhaben weiterstrahlend): „Wenn ich auf alles von unten her hören sollte, hätte ich zu viel zu tun. Ich höre in der Regel überhaupt auf nichts.“

Die Landstraße (rührt und regt sich nicht): „Was sie da vorhin festgestellt hat, die dumme, unleidliche Person, ist eine alte Weisheit, die wir auch ohne sie wußten.“

Der Zweigvogel (hüpft munter und ungestört von Ast zu Ast): „Sitz ich hier, sitz ich dort, erleichtre meinen Leib; sitz ich hier, sitz ich dort und pfeife meinem Weib. Hörst Du mich, störst Du mich nicht?!“

Das unscheinbare Weibchen (kommt sofort herangeflattert): „Bin ich da, bin ich dort und suche meinen Mann, bin ich nah, bin ich fort und rufe, was ich kann. Ei, da bist Du ja, ei, da bist Du ja!“ (Sie drückt sich an ihn.)

Der Zweigvogel (rückt Schrittchen vor Schrittchen von ihr ab, schimpfend): „Wo kommst Du denn her? Machst mir's zu schwer. Mag Dich nicht mehr! Geh doch zum Spatz! Der ist Dein Schatz —“

Das Weibchen (wimmert und weint; es bettelt flügelschlagend hinter ihm her; viel winzige Blättlein fallen dabei vom Baum; es schreit dabei unaufhaltsam zum Steinerbarmen): „Ist nicht wahr, ist nicht wahr, ist nicht wahr, das lügst Du ja! Willst mich nicht mehr, bin Dir zu schwer, jag mich nur fort, bin ich da, bin ich dort.“

Der Zweigvogel (bläht sich stolz auf und schweigt).

Der Wegstein (fängt mit einem Male staubbedeckt zu weinen an; von den Zweien angesteckt, zerfließt auch er halbwegs in Poesie und seufzt schwer drauflos): „Ich wollt, ich wäre auch einmal nur für zehn Minuten solch ein kleines, feines Federtier, dann flög ich zum Himmelszelt, wenn genügend Zeit dazu wäre, und — spuckte auf die Welt. Und ganz besonders auch auf die elende, langatmige Landstraße, diese ausgetrocknete Tyrannin, die mich ja doch nur für einen ihrer niedrigsten Sklaven hält. (Er bemüht sich krampfhaft aufzustehen und den lästigen Straßenstaub abzuschütteln, vermag es aber ganz und gar nicht; dabei fällt ihm folgende erstaunliche Weise ein): Vöglein, Ihr Flugzeug, wär ich frei, wär mir alles einerlei. Aber so, aber so, bin ich eigentlich, ehrlich gestanden, nicht recht froh.“

Der Apfelbaum (wendet sich wieder mürrisch an die halbschlummernde Landstraße): „Das ist mir eine unsaubere Mietsgesellschaft, gnädige Frau! Benutzen und beschmutzen mich, und es fällt ihnen gar nicht ein, Zinsen zu zahlen. Nun läßt sich auch noch Ihr alter, ungebildeter Pflasterstein von dem pietätlosen Schmarotzergesindel dumm machen. Können Sie dagegen gar nichts tun, meine Gnädigste?“

Der Zweigvogel (hämisch lachend, während er jetzt das Weibchen an seiner Seite duldet): „Kaum, kaum, die liegt ja im Traum!“

Der Apfelbaum (nicht auf ihn achtend): „Hören Sie mich denn nicht, gnädige Frau Landstraße?“

Die Landstraße (unter heftigem Gähnen): „Jaja, Sie werden doch schon hinlänglich gemerkt haben, daß ich gegen den ungeschliffenen Stein nicht viel ausrichten kann. Uebrigens hat er mit einem kultivierten Pflasterstein durchaus nichts zu tun; er ist von vornherein schon ein gänzlich unbehauener Krüppel gewesen, und das ist er auch geblieben. Vollständig!“

Der Apfelbaum (blasiert): „Hm, dann ist es natürlich kein Wunder, daß — hm, wenn — das so ist —“

Die Landstraße (wieder einschlummernd): „Jaja, an dem ist ein rechtschaffener Kirchenbaustein verloren gegangen.“

Der Wegstein (kläglich, hilflos): „Ich verbitte mir solche Beleidigungen!“

Die Sonne (aus höchster Höhe): „Wenn ich doch dies niederträchtige Gesindel auf der Erde überhaupt nicht mehr zu bescheinen brauchte!“

(Sie scheint aber ruhig weiterzuscheinen.)